

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Fontane-Blätter

Kreis der Freunde Theodor Fontanes

Berlin, 1965

Heft 6 (1968)

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-196



Historische Deutsche Philologie
Pädagogische Hochschule
Potsdam

1968, 224

FONTANE BLÄTTER

Band 1, Heft 6

1968

THEODOR FONTANE

Unveröffentlichte Briefe an den Sohn Friedrich

Berlin, 1. Dezember 84

Mein lieber Friedel!¹

In der Weihnachtsreisefrage habe ich es übernommen, Dir zu schreiben. In erster Reihe halte ich es für besser, Du kommst nicht, es ist doch kostspielig, dabei nur kurze Zeit, Erkältung möglich, ja wahrscheinlich; außerdem soll man solche Dinge nicht zu sehr aufs Gefühlvolle stellen; ist Dir aber andererseits zu heimwehig ums Herz, so sollen Dir die 30 Mark gern zur Verfügung gestellt werden, d. h. also ohne alle nachträglichen Redensarten. Dein praktischer Sinn wird das Richtige wählen, wobei ich das Kommen eventuell ebenso gut rechne wie das Nichtkommen. Denn auch seinem Heimweh gehorchen, kann praktisch sein. Tante Witte² ist heute zu Tisch bei uns, eben soll es los gehen, — wir essen einen Hasen, den George³ geschickt hat. 1000 Grüße. Wie immer Dein alter Papa.

Berlin, 23. Januar 90
Potsdamer Str. 134 c

Mein lieber Friedel.

Dominik⁴, der gestern Abend eine Stunde hier war, hat mich über den Stand der Sache unterrichtet; ich schreibe Dir in der Angelegenheit auch noch, wenn ich irgend kann am Sonnabend, wahrscheinlich aber erst am Dienstag, da Sonntag u. Montag wegen Tolstois Stück in Wegfall kommen. Ergeh es Dir gut, grüße Levy.⁵ Dein alter Papa.

Berlin, 28. Januar 90
Potsdamer Str. 134 c

Mein lieber Friedel.

Ich sitze noch immer so in Briefschulden und Besuchsverpflichtungen, daß ich Dir auch heute nur ganz kurz die Hauptpunkte schreiben kann. Also:

1. Du erhältst „Stine“ statt der kleinen Novellen.
2. Das Honorar, nach „Irrungen Wirrungen“ berechnet (denn „Stine“ ist kürzer) empfängt Theo.⁶
3. Theo empfängt auch das im Steffenschen⁷ Contract vorgesehne Honorar, wenn von „Irrungen Wirrungen“ eine 2. Auflage nöthig werden sollte.

Das, denke ich, genügt für heute. Du siehst, ich thue was ich kann. Geld nehme ich von Dir nicht an, — es fällt theils direkt an Theo, theils in eine Art Familienfond, über den ich mich mit Theo benehme.

Laß mich wissen, ob Du hiermit einverstanden bist. Wie immer Dein alter Papa.

Kissingen, 8. Juli 90,
bei Gottfried Will.

Mein lieber Friedel.

Besten Dank für Deine letzte Sendung, Brief und Journal-Packet. Die Nummern sind sehr schwach; man merkt, daß Sommer ist und daß die Redakteure, muthmaßlich, ausgeflogen sind. Die Nachrichten über Lewys Mutter haben wir mit vieler Theilnahme gelesen; aber sie ist ja noch nicht alt und kann sich recht gut wieder 'rausmausern', allenfalls auch ohne „Doktors“.

Heute sahen wir Deinen Freund Diettrich auf der Promenade, erkannten ihn aber erst, als er schon an uns vorüber war; nachher war er weg und nicht wiederzufinden.

Sei so gut, wo möglich umgehend, mir ein gebundenes Exemplar von „Irrungen, Wirrungen“ zu schicken, ich will es einer sehr netten, in Paris lebenden Dame, Frau Banquier Oppenheimer, überreichen... Heut über acht Tage wollen wir mit dem Mittagszuge abreisen und gedenken gegen 1 Uhr Nachts in Berlin einzutreffen. Sei aber *nicht* auf dem Bahnhofe, man soll keines Menschen Nachtruhe nutzlos stören, — Dienstmann Rohstock (oder so ähnlich) wird durch Mathilde zum Koffer 'rauftragen' engagirt werden. Ergeh es Dir gut und dem schützenseligen Berlin. Mama grüßt — Wie immer Dein alter Papa.

Kissingen, 11. Juli 90

Mein lieber Friedel.

Habe Dank für das Buch, das ich gleich an Madame Henni Oppenheimer gelangen ließ; vielleicht sorgt sie, bei ihrer Rückkehr, für Werbung in Paris. Viel deutsche Concurrenz würde ich daselbst nicht zu besiegen haben, denn ich glaub nicht, daß deutsche Novellisten – mit Ausnahme von G. Keller und Sacher-Masoch – in Paris gelesen werden.

Daß Stilke⁸ so tapfer bestellt und sich selbst bis an Petöfy heranwagte, rührt mich und freut mich. Möge es auch eine Ecke so weiter gehen.

Gestern waren wir zu einem kleinen Geburtstagsdiner (Frau Krigar's⁹ Geburtstag) im Kurhaus und plauderten sehr angenehm, Menzel nett und ungewöhnlich gesprächig.

Alle andern Bekannten, mit Ausnahme eines sehr angenehmen aber sehr kränklichen Malers, sind abgereist und es beginnt öd und langweilig zu werden, öde, trotzdem die Zahl der Gäste wächst. Daß Du uns abholen willst, können wir nur mit Rücksicht auf Deine Skatpartie annehmen. Beste Grüße Dir und Lewy. Wie immer Dein alter Papa.

THEODOR FONTANE

Unveröffentlichte Briefe

an Friedrich Stephany¹⁰

[Abschrift von der Hand Emilie Fontanes]

Berlin, 23. Februar 87

[Die Anrede fehlt in der Abschrift.]

Wie mich neulich L [udwig] P [ietsch]'s¹¹ Artikel über die Lesseps-Feier geradezu entzückte, so heute, wenn auch in anderer Weise, der Bericht über die Fejer im weißen Saal. Ich glaube, es ist eine Art von kollegialischer Pflicht, dies gelegentlich auszusprechen. Alles hackt immer auf ihn ein und ich selbst habe mitunter – wenn er, wie manche einen Quartalschnupfen, so seinerseits seinen Quartalcynismus kriegt – meine schweren Bedenken. Aber um so rückhaltloser muß man loben, wenn mal wieder sein riesiges Talent rein und reinlich zu Tage tritt. Wenn der Lesseps-Artikel durch Witz, Esprit und gute Laune glänzt, so dieser heutige Bericht durch ein plastisches Schilderungsvermögen, das, außer ihm, niemand hat. Ich wollte dies gern mal sagen, aber vor allem auch Ihnen, mal wieder Guten Tag sagen. Wenn Sie wollen, eine erneute Muthung und Festigung des Lehnsverhältnisses, Ihr

Theodor Fontane

an Dr. Eugen Wolff¹²

Berlin, 16. April 95,
Potsdamerstraße 134 c

Hochgeehrter Herr.

Wie verabredet, habe ich heute nach Tisch mit Freund Heyden¹³ über „ja“ und „nein“ gesprochen. Er entschied sich leider für „nein“, was Sie, hochgeehrter Herr, nicht auf eine Unfreundlichkeit deuten dürfen; er zählt umgekehrt zu den immer bereiten, wo sich's darum handelt, jemanden durch ein Wort zu Diensten zu sein. Er setzte mir aber auseinander, daß das nicht ginge; seine Stellung am Theater (er wird in bestimmten Fragen, namentlich des Kostüms etc., gelegentlich zu Rathe gezogen) beruhe darauf, daß er sich in Personalien nicht einmische, niemanden zu Liebe oder zu Leide spräche, auch jede Intervenierung vermeide. Dies alles läßt sich hören. Ich bedaure sehr aufrichtig, Ihnen nichts Erfreuliches schreiben zu können; hoffentlich erfüllt sich Ihnen, was Sie wünschen, auch ohne solche Einführung. Wenn aber nicht, so bitte ich Sie, dem Nicht-Erfolg keine Thräne nachweinen zu wollen. In vorzüglicher Ergebenheit, Th. Fontane.

an Emmy Seegall¹⁴

Berlin, 22. Juli 95,
Potsdamerstraße 134 c

Mein gnädigstes Fräulein.

Ich kann Ihre freundliche Frage nicht mit voller Sicherheit beantworten, auch die besten Nachschlagebücher sagen nichts. Ich glaube, es giebt 2 Antworten. Nach der einen heißt es einfach „diabolische Schönheit“¹⁵ im Gegensatz zum hübschen harmlosen Milchsüppengesicht, im andern Falle heißt es: in der Jugend ist alles hübsch, auch: der Deibel. In diesem Falle aber, der der glaub ich gewöhnlichere ist, mischt sich nicht die geringste Vorstellung vom „Diabolischen“ mit ein. Mit dem Wunsche, daß Sie durch etwas Seraphines ganz außer Frage gestellt sind, in vorzüglicher Ergebenheit. Th. Fontane.

Empfänger unbekannt

Montag, 21. Sept. 96

Statt der „Gedichte“ schicke ich vorläufig „Effie Briest“, meinen letzten, zu Weihnachten vorigen Jahres erschienenen Roman. Mit meinen „Gedichten“ geht es mir immer tragikomisch. Mein Herr Verleger (Wilh. Hertz)¹⁶ — mit dem ich übrigens auf dem besten Fuße stehe, weil ich Friktionen diplomatisch vermeide — ist ein sehr diffiziler Herr, dessen

Diffizilität (Pardon) sich auch zeigt, wenn es sich um Bezug mir zuständiger Bücher handelt. Alles was wie Forderung oder Anspruch aussieht, *verdrießt* ihn und wenn ich umgekehrt schreibe, die „quittierte Rechnung bitte ich beizuschließen“, so steigert sich die Verdrießlichkeit bis zum *Gekränkt-* und *Beleidigtsein*. Sie sehen, ich habe es in diesem Punkte schwer. Er ist aber trotzdem ein vorzüglicher Herr, nur nicht leicht *traitable*. Nach etwa 14 Tagen hoffe ich ein gutes Schlachtfeld für meine Aktion gefunden zu haben und den Tag darauf haben Sie das Buch. In vorzüglicher Ergebenheit. Th. Fontane.

an Dr. Karl Holle¹⁷

Berlin, 22. Februar 97

Hochgeehrter Herr Direktor.

Herzlichen Dank für das „Warener Tageblatt“ von Max Sergal, in dem ich sofort wieder Tells Geschoß erkannte. Ganz vorzüglich redigirt. Dieser Schliemann¹⁸-Brief, rein vom Redaktionsstandpunkt aus angesehen, eine wahre Perle. Daneben vom *ändern* Standpunkte aus, immer wieder eine Perle, so daß Sergal da im Umsehn ein ganzes Collier zusammengebracht hat.

Welch eminenten Kerl dieser Schliemann! Es ist manches gegen die Mecklenburger zu sagen, aber der starke Prozentsatz an solchen Kerlen, die sie liefern, ist doch bemerkenswerth. 14 lebende Sprachen! Ich habe von jung an englisch gelernt, war über 4 Jahre in London und — kann es noch nicht.

Die Hauptstelle bleibt aber doch die Agrarstelle. Ich werde sehn, daß die Vossin (wenn sie nicht dumm ist) den Brief bringt. In vorzüglicher Ergebenheit, Th. Fontane.

Anmerkungen

- 1 Friedrich Fontane, jüngster Sohn des Dichters (1864–1941). Er beendete seine Lehrzeit 1884 bei Langenscheidt. Seit 1888 Verlagsbuchhändler (s. Hermann Fricke: Der Sohn des Dichters. — In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. Bd. 17. 1966, S. 24–51).
- 2 Anna Witte, geb. Schacht (1835–1910), Gattin des Fontanefreundes Friedrich Witte.
- 3 George Fontane (1851–1887), des Dichters ältester Sohn.
- 4 Emil Dominik (1844–1896), Buchhändler und Verleger. Er redigierte 1879–1885 die Berliner Heimatzeitschrift „Der Bär“ und verlegte 1891 eine zwölfbändige Ausgabe Fontanescher Romane.
- 5 Louis Levy-Fengler, Mitarbeiter des Verlages Friedrich Fontane & Co.
- 6 Fontane erhielt für „Stine“ ein Honorar von 1225,— Mark (s. Wirtschaftsbuch der Frau Emilie Fontane im Fontane-Archiv. Eintragung im März 1890).

- 7 F. W. Steffens, Verlag in Leipzig, verlegte die 1. Auflage von „Irrungen Wirrun-
gen“ und „Graf Petöfy“.
- 8 George Stilke (1840–1900). Begründer des deutschen Bahnhöfsbuchhandels.
- 9 Emilie Krigar (1823–1907). Schwester des Malers und Fontanefreundes Adolph
von Menzel.
- 10 Friedrich Stephany (1830–1912). Chefredakteur der Vossischen Zeitung.
- 11 Ludwig Pietsch (1824–1911). Journalist, war 1869 bei der Einweihung des von
Ferdinand Lesseps 1859–1869 geschaffenen Suezkanals anwesend und fiel dabei ins
Wasser. Eine eingehende Charakterisierung von Ludwig Pietsch finden wir in
dem Brief Fontanes vom 4. Oktober 1891 an Georg Friedlaender.
- 12 Dr. Eugen Wolff (1863–1929). Privat-Dozent an der Universität Kiel, wo er das
Theaterwissenschaftliche Institut gründete.
- 13 August Jakob Theodor von Heyden (1827–1897). Maler, Professor, Mitglied des
Rüti. Freund Theodor Fontanes.
- 14 Fräulein Emmy Seegall, verehelichte Gütermann, wohnte in Berlin und starb
hochbetagt am 6. Mai 1967 in Brüssel.
- 15 Es handelt sich um „Schach von Wuthenow“.
- 16 Wilhelm Hertz (1822–1901), verlegte u. a. Fontanes Gedichte, die „Wanderungen
durch die Mark Brandenburg“ und den ersten großen Roman „Vor dem Sturm“.
- 17 Dr. Karl Holle (1840–1901). Gymnasialdirektor in Waren (Mecklenburg).
- 18 Heinrich Schliemann, geb. 1822 in Neubuckow (Mecklenburg), gest. 1890, leitete
und finanzierte die Ausgrabungen von Troja, Mykenä, Tiryns u. a. und erschloß
damit die unbekannte Kultur des 2. Jahrhunderts v. d. Z. Rückfragen im Stadt-
archiv Waren ergaben, daß dort das „Warener Tageblatt“ nicht vorhanden ist.
Somit konnte der in Frage kommende Schliemann-Brief nicht ermittelt werden.
(Alle Briefe und die Briefabschrift befinden sich im Fontane-Archiv.)

– J. Sch. –

Unveröffentlichter Dankes-Toast an den Rütli¹

Im Nachlaß Friedrich Fontanes befindet sich folgende maschinenschriftliche Abschrift:

„Vermutlich Anfang Januar 1890:

Dankestoast bei einem Diner, ich nehme an bei Heydens, als der 70. Geburtstag Th. F's im Kreise der Rütliönen gefeiert wurde.

Abschrift nach dem Orig.-Entwurf, den ich auf Rückseiten des märkischen Aufsatzes ‚Die Plünderung Kleessens 1806 unter König Murat‘ fand.² [Fr. F.]“

Mein lieber H. [wohl Professor Heyden],

laß mich Dir danken und noch ein paar Worte hinzufügen. — Vor 8 oder 10 Tagen hat in Stuttgart eine alte Dame mit Namen Luise Schmidt ihr 75 jähriges Kunstjubiläum gefeiert. Natürlich war die alte Dame eine Schauspielerin und noch natürlicher eine sogenannte ‚komische Alte‘, denn nur eine solche kann es so hoch bringen. — Und ganz Stuttgart hat sich denn auch auf den Kopf gestellt und der König hat ihr gratuliert und der alte etwas steifleinene Prälat v. Gerok hat ihr einen Vers gestiftet, einen sehr hübschen kleinen Vers, den ich bitte als eine Art *pièce de résistance* meiner Rede vorlesen zu dürfen. Er ist nur kurz und lautet: [... fehlt leider ...]

Nun also die alte Luise Schmidt hat es bis auf 75 Künstlerjahre gebracht, *ich* nur bis auf 70 Lebensjahre, was aber auch schon ganz respektabel ist, *so* respektabel, daß ich, wie der alte Oberpräsident v. Schön, dem Grund dieser glücklich erreichten 70 Jahre nachgeforscht habe. Oberpräsident v. Schön fand den Grund in einer glücklichen Zusammenwirkung von *Kant und Kapuste*, ich meine den Grund in etwas Poetischerem gefunden, in einem schönen Lebenselixier — dem Rütli. Und ich möchte ihm danken, ihm und Ihnen allen, die Sie mit Ihren wohlwollenden Gesinnungen hinter ihm stehen. — ...

Zweite Fassung: Meine hochverehrten Herren und Damen!

Das große Wort Rütli ist gefallen. Ja, der Rütli. Die zweite Hälfte meines Lebens hat er ausgefüllt, die erste Hälfte hat er mit einer Art rückwirkender Kraft durchleuchtet und aufgebessert. Meine 70 zerfallen genau in 2 mal 35. Die ersten 35 rütli-leer, die letzten 35 rütli-voll, und wenn ich mir zusammenrechne, was ich in diesen zweiten 35 mit Hilfe des Rütli alles gelernt und erstudiert habe, so kann ich von 70 Studiensemestern sprechen, während welcher langen Zeit ich allwöchentlich die berühm-

testen Professoren gehört habe, von Kugler, Menzel, Lazarus an bis auf den jüngsten Professor August von Heyden. Dazu welche glänzende Reihe von Privatdozenten: Der stille Dr. Karl Eggers, der beredte Dr. Karl Zöllner, welchem letzterem ich vielleicht am meisten verdanke, wenn auch nicht nach der streng wissenschaftlichen Seite hin. Und endlich die Assistenten dieses Lehrkörpers, die Frauen, von denen man bekanntlich am meisten lernt. Rütli-Männlein und -Weiblein, sie leben hoch!“

Anmerkungen

- 1 Fontane nennt in einem Brief an Paul Heyse vom 18. März 1853 „Die Rütli-Versammlung eine Schöpfung unseres Eggers, der nach wie vor sich mit Vereingründen beschäftigt . . .“. Dem Freundeskreis „Rütli“, der ein literarischer Seitentrieb des „Tunnel über der Spree“ war, gehörten an: Karl Bormann, Hugo von Blomberg, Friedrich u. Karl Eggers, Theodor Fontane, Franz Kugler, Bernhard von Lepel, Wilhelm Lübke, Adolph von Menzel, Otto Roquette und Karl Zöllner.
- 2 Das Manuskript, vor 1945 im Fontanearchiv, befindet sich seit etwa sechszehn Jahren im Landes-Archiv West-Berlin, das dem Potsdamer Archiv freundlicherweise eine Fotokopie überließ.

— J. Sch. —

Unveröffentlichte Gedichte

Bei Verbannung meines Tagebuches¹

(1844)

Tagebuch, Du mahnst mich pünktlich
Wochenlang zu Protokoll,
Doch Dein Inhalt, so bedünkt's mich —
Ist zum Weinen jammervoll.
Will auf's Neu zur Hand Dich nehmen,
Wenn sein täglich Treiben man,
(Ohne dessen sich zu schämen)
Schwarz auf weiß verewgen kann.
Tagebuchen durfte freilich
Caesar oder Xenophon,
Unsereins wirft auch die Würfel
Doch wo bleibt der Rubikon!

Bei Lepels Rückkehr. (Anfang Januar 1867.)²

Er ließ die Spree, er zog an den Rhein,
Ihn lockte das Herbsteswetter,
Ihn lockte blaugoldner Sonnenschein —
Es rötheten sich die Blätter.
Und an einem allerschönsten Fleck,
An dem Schauplatz schöner Lieder,
Dreiviertel Meile vom Rolandseck
In *Bonn*, da ließ er sich nieder.
Er ließ sich nieder und frischen Quells
Überschäumte ihn deutsches Wissen
Er sah abwechselnd den Drachenfels
Und Skizzen von Maler Nissen.
Er sah wie, müde des Eselritts,
Engländerinnen wie Genssen
Einherstolzierten elastischen Schritts, —
Er sah den Doktor Hemsen.
Er sah Dr. Bernays, hochgeehrt,
Er sah alte Kirchen und Giebel,

Er sah das Kloster Nonnenwerth,
Er sah den Professor Sybel.
Er sah sogar die Lorelei
Und hörte ihr süßes Locken
Und ach — was ist am Ende dabei —
Er schwankte süß-erschrocken.
Er schwankte. Doch was immer geschehn
Um mit melodischem Minnen
Ihn so ein Jahrler acht oder zehn
Am Rheine fest zu spinnen.
Er riß sich los; „es ist genug“
So hat er muthig gesprochen,
„Es drängt mich wieder im Garten bei Krug
Rütlionisch Kaffee zu kochen“.
Und er ließ den Rhein, und er zog an die Spree,
Gott segne ihm diese Reise;
Es lebe Lepel, Hurrah, Hurräh,
Er lebe im alten Kreise!

Anmerkungen

- 1 Aus dem ältesten Manuskript der „Gedichte“ (1844). Fontane führte Tagebuch. Am 9. Oktober 1933 wurden bei der Nachlaßversteigerung durch das Antiquariat Hellmut Meyer in Berlin acht Tagebücher verkauft, von denen fünf im Kriege vernichtet wurden. Das Gedicht-Manuskript befindet sich im Fontane-Archiv.
- 2 Bernhard von Lepel (1818–1885), Freund Theodor Fontanes. Lepel, der Mitglied des „Tunnels“ und des „Rütli“ war, führte Fontane am 29. September 1844 in den „Tunnel über der Spree“ ein. Das Gedicht Theodor Fontanes befindet sich in einer Abschrift von Emilie Fontane im Fontane-Archiv.

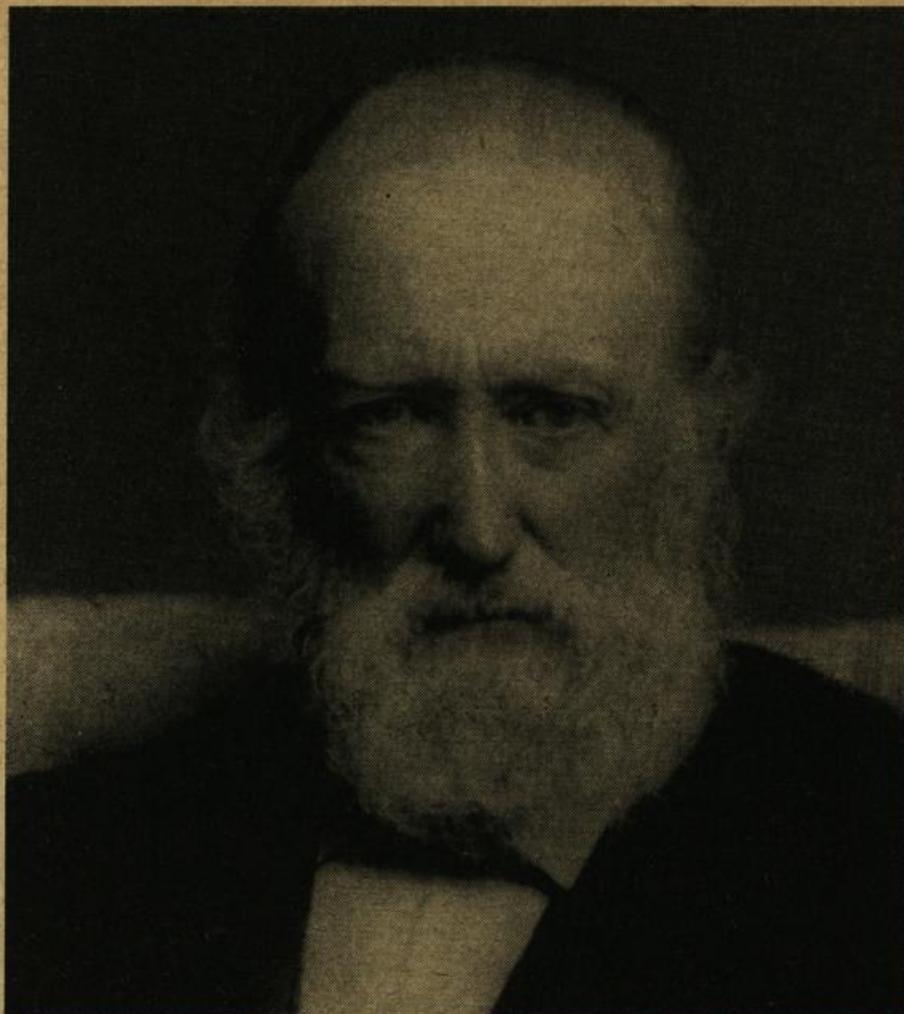
— J. Sch. —

Storms Werk und Persönlichkeit im Urteil Th. Fontanes

(Der Vortrag wurde am 17. September 1966 vor der Theodor-Storm-Gesellschaft in Husum und am 17. März 1967 im Theodor-Fontane-Archiv in Potsdam gehalten.)

Ende Mai 1868 erhielt Storm, nach mehrjähriger Unterbrechung ihrer Korrespondenz, aus Thale einen Brief Fontanes, den ich an den Anfang meiner Betrachtungen stellen will. „Vor acht Tagen“, schrieb Fontane, „habe ich mich hieher in diese Harzesstille zurückgezogen, wohlweislich zu einer Zeit, wo der Berliner diese Gegenden noch nicht unsicher macht und seine Butterstullen-Papiere noch nicht in den Bodekessel wirft. Es führte mich die Absicht hierher zu ruhn, zu atmen und, mit Beschämung sei es gesagt, auch zu dichten. Ich nahm nur drei Bücher mit: die Psalmen vom alten David, die Erzählungen eines Großvaters vom alten Scott und die Gedichte von Theodor Storm. In allen dreien hab ich tüchtig gelesen, gestern abend zwei Stunden lang in Theodor Storm, und als mir (ich weiß nicht, zum wievielfsten Male in meinem Leben) beim Lesen von ‚Im Herbste 1850‘, ‚Ein Epilog 1850‘ und vor allem von ‚Abschied 1853‘ wieder die dicken Wonnetränen übers Gesicht liefen, da nahm ich mir vor, Ihnen diesen Brief zu stiften und endlich mal den Zoll schuldigster Dankbarkeit gegen Sie zu entrichten. Ja, lieber Storm, Sie sind und bleiben nun mal mein Lieblingsdichter, und, ich bin dessen ganz gewiß, Sie haben auf der ganzen weiten Welt keinen größeren Verehrer als mich ... Je älter ich werde, je mehr überzeug ich mich, daß ebenso fein nuanciert wie die Begabungen der Produzierenden auch die Geschmacksbedürfnisse der Genießenden sind und daß die sogenannten großen Poeten die Bedürfnisse gewisser Naturen durchaus nicht decken. Damit ist durchaus nichts gegen die Großen gesagt, sie bleiben die Großen; Bürger ist kein Schiller, Heine ist kein Goethe, Storm ist kein Wieland, und doch decken Bürger-Heine-Storm mein Herzensbedürfnis unendlich mehr als das große Dreigestirn. Nicht einmal für die Schönheit des ‚Königs von Thule‘ ist mir das volle Verständnis aufgegangen ... Aber ganz geht mir das Herz auf, wenn von Heine ich lese: ‚Sie mußten beide sterben, sie hatten sich viel zu lieb‘, oder wenn ich lese: ‚So soll es wie ein Schauer dich berühren und wie ein Pulsschlag in dein Leben gehn‘. Es gibt für mich keinen lyrischen Dichter, der meine Empfindung *so oft* träfe wie Sie.“¹

Ich habe diesen Brief in extenso zitiert, weil Fontanes Bekenntnis zu Storm hier mit einer Unbedingtheit formuliert ist wie nirgends sonst und weil ebendieses Bekenntnis in einem krassen Widerspruch zu stehen scheint zu zahlreichen anderen Äußerungen und Urteilen, vor allem zu Fontanes späterem, ebensooft bewundertem wie geschmähtem Storm-Essay aus der Autobiographie „Von Zwanzig bis Dreißig“. Die wider-



Theodor Storm 1887. Veröffentlichung mit Genehmigung des Archivs der Storm-Gesellschaft Husum.

sprechendsten Meinungen, so scheint es, finden sich in den zahlreichen Bemerkungen, die Fontane zwischen 1853 und 1898 über den Husumer Dichter in Briefen und Notizen, in Aufsätzen und Konzepten niedergeschrieben hat. Derselbe Fontane, der sich 1868 gegenüber seinem Lieblingsdichter Storm als dessen größten Verehrer bezeichnete, hatte neun Jahre zuvor in einem (allerdings nicht abgeschickten) Brief an Paul Heyse geschrieben: „Über unsre gestrige Rütli-Sitzung ... muß ich doch noch berichten. Storms Novelle ‚Späte Rosen‘ wurde vorgelesen. Der Stoff ist folgender: Ein Kaufmann hat eine reizende Frau, läuft aber neben ihr her wie ein Pappstoppel, 's Geschäft läßt Liebe, Leidenschaft, Sinnlich-

keit nicht recht aufkommen. Er hat zwar zwei Töchter, eine bereits zwölf Jahr, aber er weiß kaum selber, wo sie herkommen, alles hat nur so um Gottes willen sich ereignet. Die Geschäftssorgen lassen endlich nach wie Zahnschmerzen; er atmet auf; er baut für seine Frau ein kleines japanisches Gartenhaus etc. So wird er vierzig Jahr, morgen ist sein Geburtstag. Er steht früh auf, durchstöbert im Morgendämmer das Haus und findet in der Geburtstagsstube, als Geschenk für ihn bereits aufgebaut, ein reizendes Ölbild – das Porträt seiner Frau, wie sie als Mädchen war, *damals war, als er sie heiratete*. Er seufzt und fühlt zum ersten Male, daß er dreizehn oder fünfzehn Jahre lang ein alter Esel gewesen sei. Indessen denkt er ‚never too late to mend‘, und mit dem Bewußtsein, fünfzehn Jahre früher eine schöne Frau gehabt zu haben, geht er nun ins Zeug und bestrebt sich nachzuholen, was er versäumt hat, also – ‚späte Rosen!‘ Eigentlich“, schließt Fontane diese Glosse, „eigentlich ist die Sache schlimmer, als ich sie hier geschildert habe, denn man sieht Stormen beständig bibbern und zittern, wodurch die Affäre etwas höchst Bedenkliches kriegt.“²

Die Beispiele ließen sich beliebig vermehren: neben der rückhaltlosen warmherzigen Bewunderung die beißende Satire und parodistische Persiflage! Kann es – so möchte man fragen – überhaupt eine Erklärung für solche disparaten Urteile über ein und denselben Autor geben – es sei denn die der Charakterlosigkeit?

Als im Sommer 1910 Thomas Mann das Manuskript seines bekannten Essays über den „alten Fontane“ an Maximilian Hardens „Zukunft“ geschickt hatte, reagierte der Herausgeber höchst ungehalten. Der bahnbrechenden Entdeckung des Fontaneschen Genies durch Thomas Mann setzte er sein moralisches Verdikt über den Menschen Fontane entgegen. Besonders das widerspruchsvolle Verhältnis zu Bismarck, das er „falsch und lügnerisch“ nennt, kann und will Harden Fontane nicht verzeihen. In seiner Entgegnung verteidigt Thomas Mann die Ambivalenz der Fontaneschen Urteile. „Falschheit“, so meint er, sei „ein hartes Wort für Eigenschaften, die am Ende der Nährboden seines milden, stillen und weisen Dichtertums waren“; und er, Thomas Mann, wisse „keinen zweiten Fall, wo menschliche Charakterlosigkeit – oder Charakterschwäche – soviel künstlerischen Charakter, soviel Ton und Physiognomie hervorgebracht“ habe. Fontanes briefliche Äußerungen über Bismarck empfand er als den „Ausdruck einer skeptischen und medisanten Keckheit gegenüber der Größe“, einer Keckheit, die freilich in Deutschland, wo „eine Art Sklavendemut vor dem Genie landesüblich“ sei, befremden müsse. Ihm aber sei Fontanes „nur auf den ersten Blick zweideutiges Verhältnis zu Bismarck“ sympathisch; denn, so fährt er fort, „ich finde, daß die Größe nicht nur verehrungswürdig, sondern vor allem auch *interessant* ist, und ich finde, daß man lieben, verehren und dabei *zweifeln* kann, ja, daß diese Art

Liebe und Verehrung die tiefste ist. Aus guten Pamphleten lernt man, meine ich, mehr über einen Geist als aus Hymnen.“³

Was Thomas Mann – ausführlicher und umfassender, als ich es hier rekapitulieren konnte – am Beispiel Bismarcks demonstriert, es gilt für nahezu alle Urteile Fontanes über bedeutende Zeitgenossen, und es gilt nicht zuletzt auch für das Verhältnis des Erzählers und Romanciers zu den Gestalten seiner Phantasie. Nur wenn man die Skepsis gegenüber dem eigenen Gefühl, die ständige rationale Kontrolle seiner Emotionen als ein ästhetisches Prinzip Theodor Fontanes begreift, wird man die Ambivalenz seiner Urteile nicht als Charakterlosigkeit ansehen, sondern als Versuch zu allseitigem Erfassen, zu objektivem Verstehen eines andersartigen Charakters. Fontane hat dieses Prinzip ganz bewußt angewandt. Schon 1863 spricht er, in einem Brief an Mathilde von Rohr, von seinem „raschblütigen, oft unvorsichtigen, auch wohl mal ungeziemenden Bummelton“ gegenüber „steinerner Würde und Superiorität“⁴; und als er im März 1896 den Storm-Essay an Julius Rodenberg zum Vorabdruck in dessen „Deutscher Rundschau“ sandte, schrieb er in dem Begleitbrief: „Ich war doch in einer kleinen Sorge, ob Ihnen diese Behandlung unseres Lieblings auch recht sein würde. Und doch konnte ich auf meine Schreibweise nicht verzichten, weil mir das Prinzip, nach dem ich dabei verfare, so wichtig ist. Mein Interesse für Menschendarstellung ist von der Wahrheit oder doch von dem, was mir als Wahrheit erscheint, ganz unzertrennlich. Ich muß mich im Guten und Bösen, im Hübschen und Nichthübschen über ihn aussprechen können. Wird mir das versagt, so hört das Vergnügen für *mich* auf. Ich gehe aber noch weiter und behaupte: auch für andere. Das Zeitalter des Schönrednerischen ist vorüber, und die rosenfarbene Behandlung schädigt nur den, dem sie zuteil wird.“⁵

In seiner zweiten Autobiographie hatte Fontane hinreichend Gelegenheit, über seine Begegnungen mit zeitgenössischen Schriftstellern zu berichten. Daß er dabei „mehr das Menschliche als das Literarische zu betonen“ beabsichtigte, hat er ausdrücklich erwähnt, auch, daß er „an Schwächen, Sonderbarkeiten und selbst Ridikülismen“ nicht vorbeigehen wollte.⁶ Obgleich nun Fontane als einer der ersten den ästhetischen und literarhistorischen Rang der Stormschen Lyrik erkannt und verkündet hat, obgleich er Storms schriftstellerische Gewissenhaftigkeit und hohen Kunstverstand hervorhebt und den sprachlichen Zauber dieses dichterischen Werkes rühmt – im ganzen wird der Essay der Gesamtpersönlichkeit und dem Gesamtwerk Theodor Storms nicht gerecht. Die Proportionen sind zugunsten der – teils zutreffend geschilderten, teils stark übertriebenen oder in ihren Ursachen verkannten – „Schwächen, Sonderbarkeiten und Ridikülismen“ verschoben. Wilhelm Jensen hat in seinen Erinnerungen an Storm aus dem Jahre 1900 eine maßvoll-zurückhaltende Kritik an Fontanes Storm-Essay geübt, der wir im Prinzip noch heute

zustimmen müssen: „Die Schilderungen“, so meint er, „sind ‚amüsant‘ und zweifellos auch zutreffend, doch sie liefern ein Bild wie der gleichgültig seinen Apparat genau einstellende Photograph und rücken es für mein Gefühl zu sehr in die ‚amüsante‘ Beleuchtung. Als humoristische, während jener Periode selbst entstandene Aufzeichnungen hätten sie volle Berechtigung, aber beinahe um ein halbes Jahrhundert später abgefaßt oder wenigstens veröffentlicht, erscheinen sie mir der Entwicklung, die der Dargestellte inzwischen genommen, seiner seitdem erlangten Bedeutung nicht würdig. Sie dürften nicht so vereinzelt dastehen, sondern nur als einleitender Teil einer der Gesamtpersönlichkeit und ihrem Wert gerecht entsprechenden Behandlung. So dienen sie leider dazu, auf Kosten Storms den immer bereiten Lachreiz unwissender und gedankenloser Leser zu kitzeln, bei den ernsthaft Gesinnten eine unrichtige Vorstellung zu wecken.“⁷

Ogleich Fontane nach vierzig Jahren noch in der Lage war, ein durch zahlreiche Details höchst anschaulich gestaltetes (wenn auch einseitiges) Bild von Storms Mentalität und Lebensumständen während der fünfziger Jahre zu zeichnen, erscheint in dem Essay sein eigenes Verhältnis zu ihm stark distanziert. Der Leser gewinnt den Eindruck – und soll ihn wohl auch gewinnen –, daß die Sympathie, mit der Fontane und seine Freunde seinerzeit Storm in ihren Kreis aufgenommen hatten, weniger dem Menschen als dem Dichter, vor allem aber dem Patrioten gegolten habe. Und schließlich wird das Interesse für den Dichter auch noch mit einer redaktionellen Absicht der „Argo“-Herausgeber motiviert, die in Storm vor allem einen potentiellen Mitarbeiter für ihr neugegründetes Jahrbuch gesehen hätten.

Tatsächlich weisen die Zeugnisse aus den Jahren 1853 bis 1855 etwas anderes aus, und noch im Jahre 1888, als Fontane einen Storm-Nekrolog entwarf – dessen Fragmente Hermann Fricke 1958 veröffentlicht hat⁸ –, gab er eine zutreffendere Darstellung seiner ersten Begegnung mit dem Husumer Dichter. „Meine persönliche Bekanntschaft mit Storm“, so heißt es da, „geht bis auf den Winter 52 auf 53, meine literarische Bekanntschaft mit ihm aber bis auf den Sommer 50 zurück. Der Augenblick, wo mir das ‚Oktoberlied‘ . . . zum ersten Male vorgelesen wurde, steht noch in aller Deutlichkeit vor meiner Seele. Heyse, damals zwanzigjährig, wohnte bei seinen Eltern in einem Hinterhause in der Behrenstraße . . . Anfang Juli (gleich nach der Schlacht bei Idstedt) stieg ich die dunkle, ziemlich ausgetretne Treppe hinauf, um oben Abschied zu nehmen, denn ich wollte nach Schleswig-Holstein und in irgendein Freikorps eintreten. Oben fand ich Heyse. ‚Du willst nach Schleswig-Holstein, und das hier kommt aus Schleswig-Holstein‘, und dabei wies er auf ein Manuskript, das, an Alexander Duncker geschickt, von diesem an Heyse gegeben war, um darüber sein Urteil abzugeben. Titel: Sommergeschichten. Verfasser: Theodor

Storm. Heyse hatte sich schon hineingelesen und war entzückt. Er las mir die ersten Sachen vor, und ich säumte nicht, sein Entzücken zu teilen. Weihnachten erschien das Buch, und in dem ganzen Freundeskreis war keiner, der nicht an dem Entzücken teilgenommen hätte. Wir waren wohl die erste kleine Storm-Gemeinde ...“

Nach der ersten persönlichen Begegnung im Hause Franz Kuglers am zweiten Weihnachtsfeiertag des Jahres 1852 entwickelte sich bald eine lebhaftere Korrespondenz zwischen Berlin und Husum, und im Juni des folgenden Jahres veröffentlichte Fontane in der „Preußischen (Adler-) Zeitung“ einen längeren Artikel über Storm, der mit den Worten schließt: „Es ist kein *großer* Dichter, auf den wir die Aufmerksamkeit des Lesers hingelenkt haben wollen, aber ein liebenswürdiger durch und durch und, wenn der Ausdruck gestattet ist, ein recht poetischer Poet. Was ihm an Vielseitigkeit abgeht, das ersetzt er durch Tiefe und Innerlichkeit, und seinen Dichterberuf bekundet er am sichersten in der richtigen Würdigung seiner Kraft und seines Talents. Nicht die Größe der Aufgabe entscheidet, sondern das ‚Wie‘, mit dem wir die kleinste zu lösen verstehen.“⁹

Im Herbst 1853, als Storm abermals in Berlin weilte, wurde die Bekanntschaft erneuert. „Storm war hier, fast vier Wochen“, schrieb Fontane an seinen Freund Friedrich Witte. „Das gab schöne, anregende Tage und eine Fülle, für die hier kein Raum ist. Er wird einer der Unsern, verläßt Husum und geht nach Potsdam. Wir bedauern es, ihn nicht unmittelbar unter uns zu haben.“¹⁰ Storm hat der herzlichen Aufnahme, die er bis zu seiner Übersiedlung nach Potsdam im Kreise der Berliner Literaten um Theodor Fontane erfuhr, stets mit Dankbarkeit gedacht; bedeutete sie doch für ihn Trost und Geborgenheit nach den ermüdenden und entwürdigenden Bittgängen ins preußische Justizministerium und angesichts seiner ungewissen Zukunft.

Wie stark Fontane damals von Storm beeindruckt war, ja wie sehr er unter dem Einfluß von dessen Dichtung und Dichtungstheorie stand, geht aus einer anderen Stelle aus dem eben zitierten Brief an Witte hervor. Fontane gab diesem Freund Ratschläge für dessen poetisches Schaffen und schrieb: „Wer Gedichte *macht*, wird immer in die Tonart eines Vorgängers verfallen. Das echte Talent ist immer selbständig. Suche die Muse nicht; warte ab, bis sie Dich sucht ...“ Wer denkt dabei nicht an die Theorie der reinen Erlebnislyrik, wie sie Storm kurz zuvor in Briefen an Hartmuth Brinkmann¹¹ entwickelt hatte und wie er sie wenig später in seinen Potsdamer Rezensionen¹² öffentlich vertrat? Und Fontane fährt denn auch in seinem Brief an Witte fort: „Ich habe diese Dinge mit Theodor Storm ... jetzt oftmals durchgesprochen und im Hineinschaun in die Werkstatt eines bedeutenden und bewußten Talents (wie Storm es ist) erst wieder recht fühlen gelernt, welche ernste und schwere Sache das Versemachen ist.“

Hinter dem Interesse und der Bewunderung, die Fontane dem Dichter entgegenbrachte, stand aber die Sympathie für den Menschen Theodor Storm durchaus nicht zurück. In dem bereits erwähnten ersten Storm-Aufsatz Fontanes heißt es: „Zu unserer Verehrung des Dichters Storm gesellte sich bald die des Menschen, und der Glaube an die allgemeine Liebenswürdigkeit jenes niedersächsischen Stammes zwischen Elbe und Eider erhielt neue Nahrung durch ihn. Er besitzt zu den Eigenschaften seiner Landsleute: Ruhe und Festigkeit, noch die ganze Weichheit einer Poetenseele ... Er gehört zu jenen bevorzugten, immer seltener werdenden Naturen, die lachen und weinen können wie ein Kind und kämpfen und Opfer bringen wie ein Mann.“¹³

Fontane und seinen literarischen Freunden ging es damals nicht, wie er es später dargestellt hat, in erster Linie um die Gewinnung irgendeines neuen Mitarbeiters für ihre editorischen Pläne; vielmehr sahen und erkannten sie in Storm einen Schriftsteller, der in der Lage war, ihren eigenen künstlerischen Bestrebungen – zumindest im Bereich der lyrischen Dichtung – ein richtungweisendes Vorbild zu sein. „Sie sind uns die Verkörperung von etwas ganz Besonderem in der Poesie“, schrieb ihm Fontane im März 1853, kurz nach der ersten Begegnung. Das „Stormsche“ galt damals bei Fontane und seinen Freunden als eine fast normative ästhetische Qualitätsbezeichnung; der Name des Husumer Dichters wurde, nach Fontanes Zeugnis, zu einer Art Gattungsbegriff.¹⁴

Fontane und Storm gehörten zu jener Generation deutscher Schriftsteller, die unmittelbar nach der gescheiterten Revolution von 1848 zuerst in die Öffentlichkeit getreten sind. Die allgemeine Resignation, die große Teile des deutschen Bürgertums damals befallen hatte, drückt sich – in unterschiedlicher Weise – auch in der Literatur der fünfziger Jahre aus. Selbst die bedeutendsten Talente unter den jungen Autoren, die nichts weniger beabsichtigten als eine Apologie von Reaktion und Konterrevolution, konnten sich dieser Resignation nicht entziehen. Sie verzichteten darauf, „der Menschheit große Gegenstände“ in ihren Werken zu gestalten und wandten sich hauptsächlich der Darstellung des bürgerlichen Kleinlebens und der Schilderung privater menschlicher Beziehungen und Konflikte zu. Auch die Attitüde des alten oder alternden Mannes, die Storm in mancher seiner frühen Novellen, vor allem in „Immensee“, einnimmt – ganz ähnlich übrigens wie Raabe in der wenig später entstehenden „Chronik der Sperlingsgasse“ –, muß als künstlerischer Ausdruck jenes Lebensgefühls gewertet werden, das für weite Teile des deutscher Bürgertums jener Zeit charakteristisch, weil die Folge seiner nachrevolutionären gesellschaftlichen Situation ist. Und eben dieses von Lethargie und Resignation bestimmte Lebensgefühl, das vom politischen und gesellschaftlichen Bereich auf das gesamte Denken, Fühlen und Verhalten übergreift,

hat wohl niemand so großartig in Poesie gesetzt wie Storm in der „Imensee“-Novelle.

Das bedeutet nun freilich nicht, daß Storm selbst ein Opfer jener Resignation und Lethargie gewesen wäre. Wieder war es Fontane, der besonders auch auf die männlich-kraftvollen, lebensbejahenden Züge in Storms Werk aufmerksam gemacht hat — auf Züge, wie sie am deutlichsten im „Oktoberlied“ in Erscheinung treten. Gertrud Storm hat als erste die Behauptung aufgestellt, daß dieses Gedicht als ein „Protest gegen das Überwuchern der politischen Stimmung“¹⁵ entstanden sei, und nahezu die gesamte Storm-Forschung, bis hin zu Franz Stuckert¹⁶, hat sich dieser Auffassung angeschlossen. Im Lichte der jüngsten Forschungsergebnisse freilich dürfte jene Interpretation schwerlich aufrechtzuerhalten sein. Die Korrespondenzberichte und Artikel, die Storm von April bis Dezember 1848 für die Schleswig-Holsteinische Zeitung verfaßt hat und die unlängst durch Hans-Erich Teitge wieder zugänglich gemacht worden sind (im Anhang zu der von ihm besorgten Ausgabe des Briefwechsels zwischen Storm und Theodor Mommsen)¹⁷ —, diese Dokumente sind geeignet, die Legende vom unpolitischen oder gar antipolitischen Dichter Theodor Storm endgültig zu zerstören. Als Ende Oktober 1848 die Verse entstanden, die Storm später an die Spitze seiner Gedichte gestellt hat, war die schleswig-holsteinische Bewegung von der preußischen Regierung verraten, das Land der dänischen Krone preisgegeben worden. Angesichts der ernstesten Lage, in der sich in dieser Zeit die Herzogtümer befanden, müssen die optimistischen, lebens- und hoffnungsfrohen Töne des „Oktoberlieds“ vielmehr als ein poetischer Sieg über Resignation und Verzweiflung gewertet werden. Nicht „gegen das Überwuchern der politischen Stimmung“ wurde das „Oktoberlied“ geschrieben; im Gegenteil: die Verse waren geeignet, Trost und Verheißung wie auch neuen Mut all denen zu spenden, die damals als demokratische Patrioten in Versuchung gerieten, die Hoffnung aufzugeben und den Mut sinken zu lassen.

In diesem Sinne dürfte das Gedicht auch gewirkt haben, nicht bloß in Schleswig-Holstein, sondern im gesamten nachrevolutionären Deutschland, und sicher ist es kein Zufall, sondern bewußtes Programm, daß Theodor Fontane im Jahre 1853 sein „Deutsches Dichteralbum“, eine Anthologie zeitgenössischer Lyrik, mit dem „Oktoberlied“ eröffnete. Als Storm im gleichen Jahr seinen sechsunddreißigsten Geburtstag gemeinsam mit Fontane in Berlin feierte, da schrieb dieser, unter parodistischer Verwendung des „Oktoberlieds“, ein Huldigungsgedicht für Storm, dessen zweite Strophe lautet:

Und geht es draußen noch so toll
Und hängt die Welt voll Knuten,
Kein Mucker und kein Hassenpflug
Soll unsren Mut entmuten!“¹⁸

Wenn es Fontane, als Angestellter eines ministeriellen preußischen Presseorgans, auch nicht wagte, die Namen des preußischen Ministerpräsidenten von Manteuffel oder des Berliner Polizeipräsidenten von Hinckeldey als Prototypen der Reaktion zu nennen, sondern statt ihrer den nicht minder reaktionären und unpopulären kurhessischen Minister Hassenpflug apostrophierte, so kann doch kein Zweifel darüber bestehen, daß auch er das „Oktoberlied“ als einen Protest gegen die Konterrevolution in ganz Deutschland verstand und interpretierte.

Wie aber ist es nun zu erklären, daß bei so vielen Gemeinsamkeiten der beiden Dichter doch ein anhaltendes herzliches Einvernehmen, eine dauernde Freundschaft nicht zustande kam?

Zunächst: die Erwartung, die man an Storms Mitwirkung in dem Berliner Sonntagsverein „Der Tunnel über der Spree“ geknüpft hatte, erfüllte sich nicht. Dieser 1827 gegründeten literarischen Gesellschaft gehörten neben hohen Offizieren und Beamten Kaufleute und Handwerker an, und man versuchte die Unterschiede der gesellschaftlichen Stellung — wenigstens während der sonntäglichen Sitzungen in einem Berliner Gasthaussaal — dadurch zu überbrücken, daß sich die Mitglieder des Vereins mit ihren meist der Literaturgeschichte entnommenen „Tunnel“-Namen anredeten. „Hans Sachs“ konnte unbefangener mit „Maler Müller“ verkehren als der Bäckermeister Leo Goldammer mit dem Baron Hugo von Blomberg. Die Folge dieser recht problematischen, weil künstlich geschaffenen sozialen Harmonie waren eine Reihe Tabus, die in den Sitzungen des Vereins nicht verletzt werden durften: an erster Stelle die Diskussion über politische und gesellschaftliche Fragen. Und das war nicht zuletzt der Grund dafür, daß es bei der Auseinandersetzung um neue literarische Werke fast ausschließlich um Fragen der formalen Gestaltung ging. Auf diese Weise kultivierte man ein steriles Epigonentum. Weder Gotfried Keller noch Wilhelm Raabe, die beide in den fünfziger Jahren längere oder kürzere Zeit in Berlin gelebt haben, sind mit dem „Tunnel“-Kreis in Verbindung getreten. Und selbst Fontane, einst eines der aktivsten „Tunnel“-Mitglieder, hat später das Wort vom „Rauch und Trinkkabinett mit literarischem Anstrich“ geprägt.

Im Storm-Kapitel der autobiographischen Schrift „Von Zwanzig bis Dreißig“ hat Fontane geschildert, warum es mit Storm im „Tunnel“ „nicht recht gehen“ wollte: Der Vortrag literarischer Werke in einem Gasthaus, während die Kellner Getränke servierten oder kassierten, war recht dazu angetan, einen sensiblen Lyriker wie Storm mit Grauen und Entsetzen zu erfüllen. Er kam, wie Fontane sagt, „zu keiner Geltung, weil er sowohl wie das, was er vortrug, für Lokal und Menschen nicht kräftig genug gestimmt war“. Enger verbunden fühlte sich Storm dagegen dem „Rütli“, einer Art Zweigverein des „Tunnels“, den Franz Kugler 1852

ins Leben gerufen hatte und der nur wenige Mitglieder zählte. Sooft es ihm möglich war, fuhr Storm von Potsdam aus zu den „Rütli“-Sitzungen nach Berlin hinüber, und gelegentlich besuchten ihn auch die „Rütliionen“ in seiner Potsdamer Wohnung. In der intimen Atmosphäre dieses kleinen Kreises trug Storm mit Vorliebe eigene Dichtungen vor, und hier war es auch, wo Fontane ihn „so Wahres und Tiefes“ über Literatur und Ästhetik sagen hörte wie keinen andern.

Doch durch ebendiesen geselligen Verkehr traten im Laufe der Zeit auch die Gegensätze in Charakter und Temperament der beiden Dichter hervor. Aus dem Briefwechsel des Jahres 1854 läßt sich ablesen, daß es wiederholt zu kleineren oder größeren Verstimmungen gekommen ist, die man freilich mit dem besten Willen von beiden Seiten wieder aus der Welt zu schaffen suchte. Immerhin glaubte Fontane nach vierzig Jahren noch, sich gegen den Vorwurf der Frivolität verteidigen zu müssen, den Storm seinerzeit gegen ihn erhoben hatte. Auf eine weitere Ursache für die fortschreitende Entfremdung hat Fontane hingewiesen, indem er über Storms Verhältnis zu Preußen meinte: „Er hätte zufrieden sein können, aber er war es nicht und zog es vor, ... mehr oder weniger den politischen Ankläger zu machen.“ Zweifellos urteilt Fontane hier ungerecht, möglicherweise aus mangelnder Kenntnis der wirtschaftlichen Lage wie auch der seelischen Verfassung Storms während seines ersten Potsdamer Jahres. Es ist hier nicht der Ort, eine Beschreibung von Storms Potsdamer Zeit zu geben; die Briefe in die Heimat vermitteln ein deutliches Bild, welche Verzweiflung ihn angesichts der trostlosen Gegenwart und der ungewissen Zukunft oft überkam. Das Gefühl der persönlichen und gesellschaftlichen Bedrückung, das er in Potsdam nie völlig losgeworden ist, und die Sehnsucht nach der Heimat waren die Ursachen dafür, daß Storm einen Ausgleich in der privaten häuslichen Sphäre suchte und sich dort ein Refugium, eine Art Husum im kleinen, schuf

Fontane hat diese – von ihm so genannte – „Husumerei“ als eine bis zum Grotesken gesteigerte „Provinzialsimpelei“ empfunden. Erstaunt, ein bißchen amüsiert, im Grunde aber verständnislos stand er einem Phänomen gegenüber, dessen Ursachen er nicht zu begreifen vermochte. Er sah nur das nach seinem Empfinden Ridiküle einer Erscheinung, die nichts anderes war als Storms Reaktion auf seine als fremd und feindlich empfundene Umwelt. Freilich sah er auch – und als Außenstehender um so deutlicher – das Gefährliche einer solchen Reaktion; denn er verteidigte gegenüber Storm nicht allein Preußentum gegen Husumerei – damit bliebe sein Urteil in ähnlicher provinzieller Beschränktheit befangen –, sondern zumindest im Ansatz und in der Intention auch den nationalen Standpunkt gegen den bloßen Stammespatriotismus. Als Storm einmal brieflich Kritik an dem „Berliner Wesen“ geübt hatte, in dem er besonders jene sittliche Bildung vermißte, die „jeden Augenblick das

Opfer aller Lebensverhältnisse und -güter verlangen kann“¹⁹, da erwiderte ihm Fontane mit dem schlichten Hinweis auf die zehntausend Freiwilligen, die im Jahre 1813 allein die Stadt Berlin gestellt habe.²⁰

Doch diese politischen Differenzen waren auch nicht die tiefere Ursache für die Entfremdung der beiden Dichter. Mit größter Zurückhaltung und erstaunlicher Toleranz hat Storm in den fünfziger Jahren die von Fontane an seinen politischen Anschauungen geübte Kritik hingenommen. So schrieb er ihm im Juni 1853: „Wollen Sie vor allen Dingen einige Nachsicht mit mir haben, wo es sich um Dinge der Politik handelt, über welche ich nur dem Gefühle nach mitsprechen kann . . .“²¹ Und ohne Protest hat er dem Redakteur der „Argo“ den Epilog zu der Novelle „Ein grünes Blatt“ preisgegeben, weil Fontane die Befürchtung geäußert hatte, man werde es ihm sehr verübeln, wenn er etwas druckte, „was nach der einigen unteilbaren Republik schmeckt“²². Erst viel später, als sich Preußen anschickte, Schleswig-Holstein zu annektieren, traten die politischen Meinungsverschiedenheiten mit aller Schärfe hervor. Entrüstet wies Storm Ende 1864 Fontanes Ansinnen zurück, eine Siegeshymne zu dichten, und heftig kritisierte er dessen „Einzugslied“, das die Rückkehr der preußischen Truppen nach Berlin feiert. „Ihr Einzugslied“, so heißt es in einem Brief Storms an Fontane vom 19. Dezember des Jahres, „ist so außerordentlich gut, daß ich gründlich dazu gratulieren muß, obgleich der Zipfel der verfluchten Kreuzzeitung aus jeder Strophe heraushängt. Möchten Sie der letzte Poet jener doch Gott sei Dank und trotz alledem dem Tode verfallenen Zeit sein, worin die Tat des Volkes erst durch das Kopfnicken eines Königs Weihe und Bedeutung erhält. Ihr . . . meisterliches Lied feiert lediglich die militärische Bravour, wodurch der Beifall des Königs oder Königtums erworben ist, von einem sittlichen Gehalt der Tat weiß es nichts, sie hat auch diesmal keinen.“²³

Als Storm vier Jahre später nach Rezensenten für die ersten Bände seiner Gesamtausgabe Ausschau hielt, bezeichnete er, in einem Brief an den Verleger Westermann, Fontane als „kaum geeignet“, da er politisch fast sein Gegner sei.²⁴ Das hinderte ihn jedoch nicht, drei Monate später Fontane selbst um eine solche Rezension zu bitten, und zwar in der Kreuzzeitung, dem Organ der preußischen Konservativen. „Die Verschiedenheit unserer Lebensanschauung“, meinte er, „braucht ja dabei nicht verleugnet zu werden.“²⁵ Fontane hat damals Storms Wunsch nicht erfüllt; erst die folgenden Bände der Ausgabe hat er 1877 in der Vossischen Zeitung angezeigt.²⁶

Politische Meinungsverschiedenheiten konnten zwar vorübergehend das Verhältnis Storms zu Fontane trüben; jedoch die Scheidewand, die, wie Fontane einmal sagte, zwischen ihnen stand, trennte weniger die politischen als die ästhetischen Domänen. Das mag nach all dem bisher Gesagten überraschen. Doch schon in Fontanes Storm-Aufsatz von 1853 stehen

Sätze, die neben allem Lob, das sie enthalten, auch eine prinzipielle Kritik implizieren: „Seine Stoffe gehören einem bestimmten und ziemlich engbegrenzten Kreise an. Von Geschichten hält er mehr als von der Geschichte. Alles, was zu Roß oder zu Schiffe steigt, was Schlachten schlägt oder Meere durchfurcht, was intrigiert wie Jago oder mordet wie Macbeth — alles, was der Überlieferung, sagenhafter oder historischer, angehört, kümmert ihn wenig; sein Wesen ist rein lyrischer Natur, und er vergreift sich selten an dem, was die Ruhe und Objektivität eines epischen Talents erheischen würde.“²⁷ Hier zeigt sich deutlich, daß Storms poetische Konzeption, so stark sie Fontane beeindruckt hat, dem Balladendichter sowenig genügen konnte wie dem künftigen Erzähler und Romancier. Im Februar 1854 setzte er dann auch in einem autobiographischen Bekenntnisbrief Storm seine eigenen Intentionen auseinander. „Von Kindesbeinen an“ habe er, Fontane, „eine ausgeprägte Vorliebe für die Historie“ gehabt. „Nur so wie ich die Geschichte als Basis habe, gebiete ich über Kräfte, die mir sonst fremd sind...“²⁸ Zwar hatte Fontane in seinem ersten literaturkritischen Aufsatz aus dem Jahre 1853 — „Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848“ — „das Größte wie das Kleinste“ als Gegenstand der realistischen Dichtung anerkannt, „den Kolumbus, der der Welt eine neue zum Geschenk machte, und das Wassertierchen, dessen Weltall der Tropfen ist“²⁹ — für seine eigene dichterische Produktion neigte er jedoch weit stärker zum erhabenen als zum idyllischen Stoff. In seinen frühen Balladen, deren Themen und Figuren der — freilich stark idealisierten — preußischen Vergangenheit oder der englischen und schottischen Geschichte entnommen sind, glaubte Fontane die „großen Gegenstände“ gefunden zu haben, die er in der preußisch-deutschen Gegenwart der nachrevolutionären Epoche vergeblich suchte.

Solange Fontanes dichterische Intentionen im wesentlichen auf das Balladeske beschränkt blieben, konnte er Storms poetisches Prinzip neben seinem eigenen gelten lassen. Als lyrischer Dichter ist er, trotz seiner zahlreichen Gelegenheitsgedichte, niemals ernsthaft mit Storm in Wettbewerb getreten. Sobald Fontane jedoch auch als Erzähler hervortrat, zeigen sich die Gegensätze der ästhetischen Anschauungen ebenso deutlich wie die Unterschiede im künstlerischen Schaffen selbst. Am Beispiel seiner historischen Erzählung „Ellernklipp“ hat Fontane einmal auf diese Unterschiede der Erzählweise und der Erzählhaltung hingewiesen, auf jenen Gegensatz, der sich — mit einer etwas vereinfachenden Formel — durch das Begriffspaar episch und lyrisch verdeutlichen läßt. „Storm“, schrieb Fontane im Februar 1882 an einen Rezensenten der „Ellernklipp“-Erzählung, „Storm (den ich übrigens *sehr* hoch stelle) ... deutet in ‚Eekenhof‘, ‚Renate‘, ‚Aquis submersus‘ nur an, und *will* nur andeuten, mein Heide-reiter aber erhebt die Prätension, ein so faßbarer Kerl zu sein, wie nur je einer über die Heide gegangen ist.“³⁰

Während sich Storms Novellistik, nach dem eigenen Bekenntnis des Dichters, aus seiner Lyrik entwickelt hat³¹, ist Fontanes erzählerisches Alterswerk aus der feuilletonistischen Prosa, aus den englischen Reisebüchern und den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ erwachsen. Epische Breite und umfassende Darstellung eines gesellschaftlichen Panoramas kennzeichnen Fontanes beste und reife Alterswerke. Verinnerlichung der menschlichen Beziehungen und Dichte der Atmosphäre sind wesentliche Kriterien von Storms Novellistik.

„Ich bedarf äußerlich der Enge, um innerlich ins Weite zu gehen“³² – dieses Altersbekenntnis Storms bezeichnet den genauen Gegensatz zu Fontanes Lebensmaximen und Kunstprinzipien. Fontane bedurfte der *äußeren* Befreiung aus der Enge der nachrevolutionären preußisch-deutschen Verhältnisse, um sich auch innerlich von deren politischen, moralischen und gesellschaftlichen Vorurteilen und Konvenienzen loszusagen. Es ist gewiß ungerecht, zumindest sehr einseitig und subjektiv, zugleich aber auch höchst charakteristisch, daß Fontane den überwundenen Standpunkt dann mit dem Begriff des „Stormschen“ identifiziert.

Anfang September 1855 reiste Fontane als Mitarbeiter der ministeriellen preußischen Presse nach England, wo er bis zum Januar 1859 blieb. Während dieses seines dritten England-Aufenthaltes schrieb er am 20. September 1858 an den ehemaligen „Tunnel“-Gefährten Wilhelm von Merckel: „Ich bin nicht zufrieden hier mit meinem Leben und wünsche tausenderlei anders, *das* aber segne ich und stimmt mich zum herzlichsten Dank gegen mein Geschick, daß ich aus dem heraus bin, was ich mit einem Wort das ‚Theodor Stormsche‘ nennen möchte, aus dem Wahn, daß Husum oder Heiligenstadt oder meiner Großmutter alter Uhrkasten die Welt sei.“³³ Von hier aus erklären sich jene schroff ablehnenden Urteile, die Fontane über einzelne Stormsche Novellen gefällt hat.

Ungeteilte Zustimmung zollt er vor allem den Chroniknovellen, mit Ausnahme von „Aquis submersus“, dessen Schluß ihm „etwas Schiefgewickelt“, d. h. einen Kompositionsfehler zu haben scheint. Im übrigen aber lobt er hauptsächlich solche Geschichten, die wir eher als Nebenwerke bezeichnen möchten, weil sie die für Storm typische Intensivierung des Geschehens und der Stimmung vermissen lassen: „Im Brauerhaus“, „Zur Wald- und Wasserfreude“, „Der Herr Etatsrat“. In der ersten Erzählung imponiert ihm die beinahe parabolische Fabel von der „Macht des bloßen Geredes“, des „erbärmlichen Geträtschs“. Die beiden anderen Werke hebt er wegen des Typischen ihrer männlichen Hauptfiguren hervor, des „heruntergekommenen Spekulationsmenschen“ Tobias Zipper wie des grotesken Etatsrates.³⁴

Während Fontane Storms erotische Gedichte bis an sein Lebensende unvermindert bewundert hat – in einem seiner letzten Briefe noch nennt er

ihn den „bedeutendsten Liebeslyriker seit Goethe“³⁵ —, hob er aus dem novellistischen Werk gerade solche Beispiele hervor, die *keine* Liebesgeschichten sind. Fontanes erste ausführliche Würdigung galt einer Novelle, in der Storm, nach seinen eigenen Worten, die Liebe „absichtlich vermieden“ hatte: „Auf der Universität“. — „Eine wirkliche Tragödie, wie sie das Leben täglich spielt, keine Jammergeschichte“³⁶, so urteilte Fontane 1862, lange bevor er in „Stine“ ein verwandtes Thema auf seine Weise behandeln sollte.

Überall dort aber, wo Storm erotische Beziehungen novellistisch gestaltet, reagiert Fontane geradezu allergisch. Wir sahen das schon an seiner satirischen Kritik der „Späten Rosen“; noch drastischer äußert er sich über die „Waldwinkel“-Novelle, die ihm „im höchsten Maße unerquicklich“ ist: „ein wahres Musterstück, wie man's *nicht* machen, wie Kunst *nicht* sein soll“.³⁷ Der intensive Gefühls- und Stimmungsgehalt jener erotischen Novellen ist für Fontane nichts anderes als Stormscher „Bibber“, welcher nicht näher zu definierende märkische Ausdruck allerdings im höchsten Grade geeignet ist, ein wesentliches Element der Stormschen Poesie zu desavouieren. Daß auch dabei wieder sehr viel spontane Abwehr im Spiele ist, geht aus einer brieflichen Kontroverse hervor, die Fontane im Jahre 1883, nach Vollendung der Erzählung „Graf Petöfy“, mit seiner Frau führte. Emilie Fontane hatte ihre Kritik in die Worte zusammengefaßt: „Liebesschilderungen, merkt man Dir doch sehr an, sind nicht Deine Sache; ein Tröpfchen von Storms ‚Bibber‘ könnte meinem Geschmack nach nicht schaden.“³⁸ Darauf erwiderte Fontane fast gereizt, er wisse sehr wohl, daß er kein Meister der Liebesgeschichte sei; „keine Kunst kann ersetzen, was einem von Grund aus fehlt. Daß ich aber den Stormschen ‚Bibber‘ *nicht* habe, das ist mein Stolz und meine Freude...“³⁹

Fontane hat es Storm wiederholt zum Vorwurf gemacht, daß dieser sein poetisches Prinzip zum alleinigen Maßstab dichterischen Schaffens erhoben habe. Storm habe sich „mit der deutschen Literatur verwechselt“, heißt es in dem oben erwähnten Storm-Nekrolog, und er sei „tot“ gewesen für alles, was jenseits seines Bereiches lag.⁴⁰ Gewiß hat er damit nicht ganz unrecht: denken wir nur daran, daß Storms gesamte Lyrik- und Novellentheorie eigentlich nichts anderes ist als eine ästhetische Begründung und Rechtfertigung seines eigenen Dichtens. Doch gilt nicht genau das gleiche auch für Fontane, schlägt nicht sein gegen Storm erhobener Vorwurf auf ihn selbst zurück? Auch Fontane kann nicht umhin, zumindest die Prosadichtung seiner Zeit an seinen eigenen schriftstellerischen Intentionen zu messen.

Einen ganz ähnlichen Vorwurf wie den gegen Storm hat Fontane auch gegen Gottfried Keller erhoben. Keller kenne kein „*sum cuique*“, schreibt

er im Jahre 1883; beständig verstoße er gegen den Satz „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist“. Erbarmungslos überliefere er „die ganze Gotteswelt seinem Keller-Ton“.⁴¹ Thomas Mann hat in seinem eingangs erwähnten Essay über den „alten Fontane“ zu diesem Vorwurf Stellung genommen. Seine treffende Bemerkung läßt sich analog auch auf Fontanes Verhältnis zu Storm anwenden. „Die Wahrheit zu sagen“, schreibt Thomas Mann, „so trifft der Einwand, den Fontane gegen Keller erhebt, wenn es ein Einwand ist, ihn selber nicht weniger oder kaum weniger als diesen. Auch er hat die ganze Gotteswelt seinem Fontane-Ton überliefert; und wer“, fragt Thomas Mann und fragen wir mit ihm, „wer möchte es anders wünschen?“⁴²

Ich habe meine Ausführungen auf Fontanes Urteile über Storm beschränken müssen; denn Storm hat sich mit dem „eigentlichen“ Fontane, will heißen: mit dessen reifem erzählerischem Alterswerk, soviel ich sehe, nicht auseinandergesetzt – mit einem Werk, dessen gewichtigste Teile ja auch erst nach Storms Tod bekannt geworden oder entstanden sind. Meine Absicht war es, den Ursachen über die Ambivalenz der Fontaneschen Äußerungen über Storms Werk und Persönlichkeit nachzuspüren, und ich hoffe, gezeigt zu haben, daß die scheinbar widersprüchlichen Urteile, das Nebeneinander von Bewunderung und Abwehr, ihre Ursache in nichts weniger haben als in Fontanes angeblicher Charakterlosigkeit. Die Methode, einen Gegensatz zu konstruieren zwischen Talent und Charakter, das Talent auf Kosten des Charakters zu „retten“ oder zu „verteidigen“, wird besonders von der deutschen bürgerlichen Literaturkritik seit langem praktiziert. Schon Goethe beklagte sich gegen Eckermann: „... da man nun an mein Talent nicht rühren kann, so will man an meinen Charakter.“⁴³ Im Falle Heinrich Heine ist der gleiche Vorwurf bis heute nicht verstummt, und in jüngster Zeit sind vor allem Thomas und Heinrich Mann sowie Bertolt Brecht von ihm betroffen worden. Charakterlosigkeit ist, wie mir scheint, die primitivste Formel, um mit den widersprüchlichen oder auch bloß unbequemen Urteilen und Ansichten eines Autors fertig zu werden.

In dem eingangs zitierten Brief an Storm vom 22. Mai 1868 spricht Fontane von den unterschiedlichen Geschmacksbedürfnissen der Genießenden. Damit bekennt er sich zu einem Relativismus der Literaturkritik. Man mag in der Fontaneschen Betrachtungsweise etwas Bedenkliches sehen – und hat damit vom Standpunkt einer wissenschaftlich fundierten Kritik aus zweifellos recht; Fontane selbst jedoch dürfte der Vorwurf, im Grunde fälle er bloß subjektive Geschmacksurteile, wenig gekränkt haben. Wie jeder Schriftsteller von Format konnte und wollte auch er von den eigenen künstlerischen Absichten und Schaffensprinzipien nicht abstrahieren, wenn er über fremde Werke und ihre Autoren schrieb. So kommt es, daß er zwar den Lyriker Storm ohne Einschränkung bewundert und würdigt,

dem Novellisten jedoch nicht in gleicher Weise gerecht wird. Fontanes Einwand gegen den Subjektivismus und Lyrismus der frühen Stormschen Novellen macht ihn offensichtlich blind für die Schönheiten und die Größe manches späteren Werkes, nicht zuletzt für den Gipfel der Erzählkunst Theodor Storms: den „Schimmelreiter“.

Hinzu kommt ein Weiteres: Bei seiner Menschenschilderung pflegte sich Fontane von keinerlei persönlichen oder gesellschaftlichen Rücksichten leiten zu lassen. Er haßte jede Art „Schönrednerei“; ihm ging es – übrigens genau wie Storm – um nichts als die Wahrheit, oder genauer: um das, was er für wahr hielt. Immer wieder haben gerade die Widersprüche einer bedeutenden Persönlichkeit ihn zur Darstellung gereizt, und im Falle Storm sogar in einem ganz besonderen Maße. „Storm ist ein vorzügliches Thema“, schrieb er im November 1892 an Georg Friedlaender, „aber man muß ihn persönlich gekannt haben; was über ihn gedruckt worden ist, ist alles schwach . . . Storm wird nämlich erst interessant, wenn man über seine Schwächen und Schrullen *nicht* hinwegsieht; man muß den Mut haben, auch seine Ridikulismen zu schildern, dann wächst er und wird eine volle Figur.“⁴⁴

Nur indem wir Fontanes Urteilen über Storm weder kritiklos zustimmen noch sie verständnislos ablehnen, erschließt sich uns das komplizierte Verhältnis der beiden Dichter. In dem Bild, das Fontane von Storms Werk und Persönlichkeit entworfen hat, spiegelt sich zugleich er selbst als Mensch und als Künstler. Nicht *für* oder *gegen* den einen oder den andern sollte hier Partei ergriffen werden. Storm wie Fontane haben ihren festen Platz im Bestand der deutschen Nationalliteratur, die ohne beider Werk nicht gedacht werden kann.

Anmerkungen

- 1 Ungedruckter Brief vom 22. Mai 1868 (Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek, Kiel).
- 2 Theodor Fontane, Literarische Essays und Studien. Erster Teil. Gesammelt und herausgegeben von Kurt Schreinert. München 1963. S. 150 (Briefentwurf vom Mai 1859). – Im strikten Gegensatz zu Fontane empfand Kurt Tucholsky, der ebenfalls die Lyrik Storms sehr geschätzt hat, die „Späten Rosen“ als dessen „stärkste Novelle“. (Nach: Kurt Tucholsky in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Dargestellt von Klaus-Peter Schulz. Hamburg 1959. S. 148.)
- 3 Thomas Mann. Briefe 1889–1936. Herausgegeben von Erika Mann. Berlin und Weimar 1965. S. 102 ff. (Brief vom 30. August 1910).
- 4 Theodor Fontane, Briefe an die Freunde. Letzte Auslese. Herausgegeben von Friedrich Fontane und Hermann Fricke. Berlin 1943. Band 1, S. 196.
- 5 Briefe Theodor Fontanes. Zweite Sammlung. Herausgeber: Otto Pniower und Paul Schlenther. Berlin 1910. 2. Band, S. 380 f. (Brief vom 2. März 1896).
- 6 Von Zwanzig bis Dreißig. Der Tunnel über der Spree, 2. Kapitel (Fußnote).

- 7 Heimat-Erinnerungen von Wilhelm Jensen. II. Theodor Storm. In: Velhagen & Klasings Monatshefte. Jg. 14, 1900. Heft 11, S. 501 f.
- 8 In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. 9. Band. (West-)Berlin 1958. S. 26-37.
- 9 Theodor Fontane, Schriften zur Literatur. Herausgegeben von Hans-Heinrich Reuter. Berlin 1960. S. 23.
- 10 Briefe. Zweite Sammlung. 1. Band, S. 85 f. (Brief vom 3. Oktober 1853).
- 11 Theodor Storm, Briefe an seine Freunde Hartmuth Brinkmann und Wilhelm Petersen. Herausgegeben von Gertrud Storm. Braunschweig 1917.
- 12 Theodor Storm, Sämtliche Werke. Herausgegeben von Peter Goldammer. Berlin 1956. Band 4, S. 573-605.
- 13 Schriften zur Literatur. S. 15.
- 14 Briefe. Zweite Sammlung. 1. Band, S. 60 (Brief vom 8. März 1853).
- 15 Gertrud Storm, Theodor Storm. Ein Bild seines Lebens. Jugendzeit. 2. Auflage, Berlin 1912. S. 191.
- 16 Franz Stuckert, Theodor Storm. Sein Leben und seine Welt. Bremen 1955. S. 56 f.
- 17 Theodor Storms Briefwechsel mit Theodor Mommsen. Herausgegeben von Hans-Erich Teitge. Weimar 1966. S. 131-141.
- 18 Theodor Fontane, Balladen und Gedichte. Herausgegeben von Edgar Groß und Kurt Schreinert. München 1962. S. 560.
- 19 Brief vom 27. März 1853 (Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek, Kiel).
- 20 Briefe. Zweite Sammlung. 1. Band, S. 70 (Brief vom 2. Mai 1853).
- 21 Brief vom 5. Juni 1853 (Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek, Kiel).
- 22 Briefe. Zweite Sammlung. 1. Band, S. 66 (Brief vom 11. April 1853).
- 23 Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek, Kiel (ungedruckter Brief).
- 24 Archiv des Georg-Westermann-Verlages, Braunschweig.
- 25 Ungedruckter Brief vom 17. Oktober 1868 (Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek, Kiel).
- 26 Schriften zur Literatur. S. 24 ff.
- 27 Ebenda, S. 19.
- 28 Briefe. Zweite Sammlung. 1. Band, S. 107.
- 29 Schriften zur Literatur. S. 9.
- 30 Letzte Auslese. Band 2, S. 352 f.
- 31 Nach einem Brief an Erich Schmidt vom 1. März 1882 (Schiller-Nationalmuseum, Marbach am Neckar).
- 32 Brief an Hermione von Preuschen vom 21. September 1881 (Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek, Kiel).
- 33 Letzte Auslese. Band 1, S. 140.
- 34 Erinnerungen an Theodor Storm von Theodor Fontane. Ein nicht vollendeter Nekrolog, mitgeteilt von Hermann Fricke. In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. 9. Band (West-)Berlin 1958. S. 31.
- 35 Briefe. Zweite Sammlung. 2. Band, S. 469 (Brief an Siegmund Schött vom 17. August 1898).
- 36 Brief an Storm vom 13. Dezember 1862 (Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek, Kiel).
- 37 Fricke, a. a. O., S. 36.

- 38 Ebenda, S. 36.
- 39 Brief vom 15. Juni 1883. Abschrift im Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam (unvollständig gedruckt in: Briefe. Zweite Sammlung. 2. Band, S. 36).
- 40 Fricke, a. a. O., S. 31.
- 41 Schriften zur Literatur, S. 98.
- 42 Thomas Mann, Der alte Fontane. In: Gesammelte Werke. Berlin 1955. Band 10, S. 487.
- 43 Gespräch vom 14. März 1830.
- 44 Theodor Fontane, Briefe an Georg Friedlaender. Herausgegeben und erläutert von Kurt Schreinert. Heidelberg 1954. S. 199.

Marginalien und Handschriftliches zum Thema: Fontane und Spielhagens Theorie der „Objektivität“

I

Als Fontane Anfang 1879 die Kritik seines Erstlingsromans *Vor dem Sturm* in der von Silvester Frey herausgegebenen Wochenschrift *Mehr Licht* las, begann eine ästhetische Auseinandersetzung, die ihn jahrelang beschäftigten sollte. Hier begegnete er zum ersten Male einer der bedeutendsten Theorien des damals sehr einflußreichen Schriftstellers Friedrich Spielhagen. Die im ganzen genommen positive Kritik stammte zwar nicht von Spielhagen selbst, verkörperte aber eine seiner wichtigsten Lehren, indem der Verfasser, Eugen Zabel, unter anderem Einwände erhob gegen „die direkten Wendungen zum Leser, welche die dichterische Illusion gefährden“.¹ Diese Bemerkung entspricht etwa der Stelle aus Spielhagens Beitrag *Der Held im Roman* (1874), wo er von einem Gespräch mit einem befreundeten, gleichgesinnten Romandichter berichtet: „Zuletzt sagte der Freund: Sie haben vollkommen recht; es giebt nur eine Darstellungsweise: alles für, alles durch die Personen! Der Dichter als solcher hat mit dem Leser direkt schlechterdings nichts zu schaffen; hat ihm kein Wort zu sagen, keines.“² In einem Brief vom 14. Januar 1879 an den Verleger Wilhelm Hertz antwortete Fontane ziemlich herablassend auf Zabels Einwände; nannte die Ansicht, daß der Erzähler nicht mit sprechen darf, „reine Quackelei“, und rief „die besten, berühmtesten, entzückendsten Erzähler, besonders unter den Engländern“ zu Zeugen auf.³ Trotz dieser entschlossenen Meinungsäußerung aber zeigte seine Praxis in den darauffolgenden Werken deutliche Veränderungen; der beinahe geschwätzige Erzähler seines ersten Romans verschwand nun weitgehend — aber nie völlig! 1896 bekannte sich Fontane dann sogar offen in einem Brief an Spielhagen zu dessen Theorie; fand das Hineinreden des Schriftstellers „fast immer vom Übel, mindestens überflüssig“.⁴ Auch jetzt ließ er sich jedoch nicht von einer bloßen Theorie tyrannisieren, behielt vielmehr eine beträchtliche Freiheit, die ihm erlaubte, seine Werke so zu gestalten, wie es ihm behagte, die aber nie mehr zu der „Maßlosigkeit“ des Romans *Vor dem Sturm* führen konnte.

So etwa, in grobem Umriß, die Geschichte von Fontanes Auseinandersetzung mit Spielhagens Theorie der sogenannten Objektivität,⁵ wie sie uns die veröffentlichten Briefe und Prosadichtungen überliefert haben. In diesem Beitrag wollen wir nicht einfach Bekanntes wiederholen, sondern vor allem einen Blick hinter die Kulissen werfen, um festzustellen,

wie der Dichter sich z. B. während des schöpferischen Aktes zum Prinzip der Objektivität gehalten hat. Als Hauptquelle sollen uns daher die noch vorhandenen Romanmanuskripte dienen.

II

Daß *Vor dem Sturm*, als erster und in bezug auf den Vortrag merklich anders gestalteter Roman, eine besondere Stellung für unsere Betrachtungen einnimmt, bedarf kaum der weiteren Ausführung. Zu bedenken wäre nur, was Fontane veranlaßte, dieses eine Werk gerade so zu erzählen.

Einen wichtigen Hinweis finden wir in dem obenerwähnten Brief an Wilhelm Hertz, wo von den „besten, berühmtesten, entzückendsten Erzählern, *besonders unter den Engländern*“, die Rede ist. Das sind zweifellos William Thackeray und Sir Walter Scott,⁶ die beide als Erzähler in ihren Romanen gern und viel mitgesprochen, den Gang der Handlung mit Notizen, Reflexionen und direkten Wendungen an den Leser unterbrochen haben. Daß der anfängliche stilistische Antrieb von dieser Seite kam, scheint mir um so offensichtlicher, als Fontane einen Begriff aus Thackerays *Vanity Fair* übernahm, um gerade diese Rolle des Erzählers zu charakterisieren. Wie Thackeray in seinem Vorwort („Before the Curtain“) sich als eine Art Theaterdirektor sieht, der vor dem Vorhang sitzt und seiner Aufführung entgegenseht, so beendet er auch den Roman mit einem ähnlichen Gedanken:

Come, children, let us shut up the box and the *puppets*, for our play is played out.

(Kommt, Kinder, wir wollen den Kasten und die *Puppen* verschließen, denn unser Spiel ist aus.)

Man vergleiche damit nun folgende Stelle, wieder aus demselben Brief Fontanes an Wilhelm Hertz:

Dies beständige Vorspringen des *Puppenspielers* in Person hat für mich einen außerordentlichen Reiz und ist recht eigentlich *das*, was jene Ruhe und Behaglichkeit schafft, die sich beim Epischen einstellen soll.

Dann kehrte der gleiche Begriff wieder, als Fontane, wohl auch um diese Zeit, den nie ausgeführten Roman *Allerlei Glück* plante. In diesem Werk sollte es ein ganzes Kapitel geben, „das nur persönlich plaudert, indem der hinter der Wand stehende Puppenspieler hervorgetreten ist und sich nun an das Publikum adressiert“, wie der Dichter auf einem Manuskriptblatt vermerkte.⁷ Und was Scott angeht, so ist mit einem ähnlichen Einfluß auch seinerseits zu rechnen, obwohl Fontane früher von dem damals erst geplanten *Vor dem Sturm* behauptete, seine Anlehnung an Scott betreffe nur ganz Allgemeines.⁸ Wenn ihn aber die Vortragsart des schot-

tischen Romanschreibers nicht interessiert hätte, dann hätte er kaum bemerken können, daß die „Einleitungen“ im *Heart of Midlothian* ihm „das Geplauder mit einem geliebten Menschen ersetzt“ hätten,⁹ um später den Einwand zu erheben, daß das Werk im einzelnen angreifbar sei, weil es mit „Notizen von höchst zweifelhaftem Interesse“ – wohl die direkten Aussagen des Dichters über historische, soziologische oder topographische Einzelheiten – vollgestopft sei.¹⁰

Als noch entscheidenderer Beweis für Fontanes Interesse an solchen technischen Dingen dürfen aber einige Randbemerkungen aus seiner Handbibliothek gelten. Es wäre natürlich sehr erfreulich, wenn wir Romane von Thackeray und Scott dort fänden. Da dies aber nicht der Fall ist – ja, soweit uns die Situation heute bekannt ist, besaß Fontane keine eigene Exemplare davon¹¹ – müssen wir uns wohl mit dem Nächstbesten begnügen, d. h. mit Romanen des „märkischen Walter Scott“, Willibald Alexis. Im Fontane-Archiv Potsdam sind noch viele Werke aus dessen Handbibliothek erhalten, darunter einige Romane Alexis' mit eigenhändigen Marginalien von Fontane, die ein Streiflicht auf unser Thema werfen. Es handelt sich um einige Randbemerkungen, größtenteils aber einfach um angestrichene Textpartien. Wie letztere zu deuten sind, lehrt uns der Roman *Graf Petöfy*, wo von der Mutter Petöfys vermutet wird, sie habe Strichelchen an den Buchrand gemacht, um ihre Zustimmung auszu-drücken.¹² Die betreffenden Stellen aus den Romanen Alexis' sind nun weitgehend Reflexionen, Stellen also, wo der Erzähler gleichsam der Handlung seiner Geschichte den Rücken kehrt und seine Leser unmittelbar anredet, ja man möchte manchmal sagen: belehrt. Hier seien einige Beispiele zitiert, um den Charakter dieser Stellen zu veranschaulichen.

Auf Seite 235 von *Roland von Berlin*¹³ ist z. B. folgendes mit Bleistift angestrichen:

Also bleibt der Mensch ein Räthsel, sich und Andern. Wie ein Uhrwerk mag er gehen, und der Pendel tickt hin und her, fünfzig, sechzig, auch siebzig Jahr ohne Unterschied; und dann plötzlich rollen und hasten die Räder. Es ist aus mit der Ordnung. Der Mensch ist kein Uhrwerk, er ist ein Gefäß, darin der Geist Gottes Leben goß. Es schleicht langsam fort und dann lodert es plötzlich auf, und alle Bereuung ist fehl gegangen. Also war auch von Stund ab Herr Bartholomeus ein Anderer.

Auf Seite 66 von *Ruhe ist die erste Bürgerpflicht*¹⁴ sind angestrichen, mit der Bemerkung „brilant“ [sic], die Sätze:

Solche Naturen rollen oder stürzen sich in ihr Verderben, oder der Strahl der Gnade durchzückt sie, wo wir es am wenigsten erwarten. Nur dürfen wir sie nicht erziehen wollen.

Und auf Seite 4 vom *Falschen Woldemar*¹⁵ ist folgende Stelle angestrichen:

Denn wer leidet, meint, ihm ginge es zum schlimmsten, und er vergißt im eigenen Schmerz den Schmerz, den Andere leiden und vor ihm gelitten. Ja unser Gedächtnis ist dann so kurz, daß uns das ehemals Erduldete gering vorkommt gegen das Uebel, unter dem wir im Augenblick seufzen. So vergaßen wir, als der Druck der Franzosen auf uns lastete, des Druckes, den die Großväter und Urgroßväter im siebenjährigen Kriege ertragen. Und so hatten Die dazumal vergessen, um wie viel schlimmer der dreißigjährige war.

Das sind nun ganz offenbar Wendungen an den Leser, wie sie Spielhagen zu mißbilligen pflegte. Das geht besonders aus den letzten zwei Beispielen hervor, wo von einem „wir“ – dem Erzähler und seinen (märkischen) Lesern – die Rede ist. Man darf nur nicht annehmen, Fontane habe solche Stellen wegen ihrer „technischen“ Eigenart angestrichen, darum also, weil sie eben Wendungen an den Leser sind. Ihn interessierte vielmehr der Inhalt, die Gedanken und Lebensanschauungen, die sie verkörpern. Trotzdem ist es bemerkenswert, daß er in erster Linie gerade diese Dinge und nicht etwa die Handlung oder die Charaktere schön fand. Sind das für ihn die Lichtpunkte, wenn er Alexis liest, so wird es ihm wohl auch bei der Lektüre von Thackeray und Scott ähnlich gegangen sein. Und es kann nicht wundernehmen, daß solches auch dann in seinem eigenen ersten Roman stark hervortritt.

III

Was sind nun jene Stellen aus *Vor dem Sturm*, an denen der Rezensent und Spielhagen-Anhänger Zabel Anstoß nahm? Es sind selbstverständlich z. T. die Reflexionen, mit denen der Roman durchsetzt ist. Wo Zabel aber von den „direkten Wendungen an den Leser“ spricht und von einem „Stilgesetz des Erzählers, daß er mit seiner Person nirgends hervortreten darf“, da werden wir schon eher daran erinnert, wie Fontane z. B. am Anfang des zweiten Kapitels seinen Leser auffordert, sich mit ihm an den Kamin von Hohen-Vietz zu setzen;¹⁶ wie er im zwanzigsten Kapitel den Leser um Nachsicht bittet, wenn er ihm gegen die Gesetze guter Erzählung eine „Porträtgalerie“ von abgeschlossenen Gestalten vorführt;¹⁷ oder wie er dann, ganz am Schluß des Romans, seine eigene Person als Besucher des Klosters Lindow einführt, der den Namen Renate von Vitzewitz auf einem der Grabsteine liest.¹⁸

Nach Fontanes Verteidigung des Romans in dem Brief an Hertz zu schließen, wäre ein solches Hervortreten des Erzählers etwas ganz Unbefangenes, ja Selbstverständliches, was keiner nachträglichen Korrektur bedürfte. Das Manuskript von *Vor dem Sturm* belehrt uns aber eines Besse-

ren. Wir wollen daher einige der interessantesten Stellen daraus mit dem gedruckten Roman vergleichen, um ein Bild davon zu machen, wie sich der Dichter in seiner Werkstatt zu dieser Frage gestellt hat.

Wir betrachten zunächst das zweite Kapitel, „Hohen-Vietz“. Nachdem der junge Held, Lewin, von Berlin kommend nach Hause gelangt ist, wird hier ganz allgemein von der Geschichte seines alten Familiensitzes berichtet. Dieser Rückblick wird mit folgendem kurzem Paragraphen eingeleitet:

In der Halle schwelen noch einige Brände; schütten wir Tannäpfel auf und plaudern wir, ein paar Sessel an den Kamin rückend, von Hohen-Vietz.¹⁹

Hier wird die dichterische Illusion, von der die Kritik Zabels spricht, weniger gefährdet als vielmehr geradezu zerstört, indem der Autor Raum und Zeit innerhalb seines Romans mit der „realen“ Welt, die ihm und dem Leser gemeinsam ist, gleichsetzt. Dieser Einleitungsparagraph wurde aber erst später so formuliert und dem Manuskript der ersten Fassung nachträglich mit Bleistift hinzugefügt. In ursprünglicher Fassung lautet die Stelle etwas anders (Kap. 2, Bl. 1):

Im Wohnzimmer des jungen Herrn ist es still geworden, so still wie im ganzen Hause. Nirgends [mehr] ein Licht [, nirgends] mehr; [ein Scheit im Kamin.] Nur in der Halle, die wir gleichzeitig mit unserem Helden betraten, schwelen noch die Brände; — ist es dem Leser Recht, so rücken wir ein paar Stühle an's Feuer, schütten Tannäpfel auf (wie das knallt und prasselt) und plaudern von Hohen-Vietz. Die alten Bilder umher, die jetzt *wieder heiter* aufleuchten als thäte ihnen die Wärme so wohl wie uns selber überwachen meine Rede.²⁰

Fontane hat nun an der obigen Stelle aus *Vor dem Sturm* keine grundsätzliche Korrektur vorgenommen: die Form der Einleitung ist geblieben; nur in der Länge und in dem Grad der Vertraulichkeit ist eine Veränderung zu bemerken. In der Endfassung wird nicht mehr direkt von dem Leser gesprochen, es wird nicht mehr nach seinen Wünschen gefragt („ist es dem Leser Recht“). Auch wird jetzt seitens des Erzählers die Behaglichkeit der Szene weniger genossen („wie das knallt und prasselt“; „als thäte ihnen die Wärme so wohl wie uns selber“). Im Vergleich mit dem anfangs Beabsichtigten ist also die Buchfassung sowohl sachlicher als auch kürzer.

Nach Ende dieses Rückblicks verfährt Fontane wieder ähnlich. Im gedruckten Roman beginnt das dritte Kapitel mit dem allerbeiläufigsten Hinweis auf die vorhergehende Unterhaltung zwischen dem Erzähler und dem Leser: „An Lewins Seele waren *inzwischen* unruhige Träume vorübergegangen.“²¹ In der ersten Fassung sollte aber nochmals unver-

kennbar an die eben genossene Gemütlichkeit erinnert werden (Kap. 3, Bl. 1):

[So die Geschichte von Hohen-Vietz]

Wir kehren nunmehr zu unserem Helden zurück, in dessen Seele während wir unten am Kamin noch plauderten, allerlei heitre Bilder vorübergingen. Es waren heitre Bilder, heitrer wenigstens als die Geschichte von Hohen-Vietz.

Im siebenten Kapitel des Romans werden uns dann etliche Nebenpersonen aus dem Dorfe Hohen-Vietz vorgeführt. Da sie im „Krug“ versammelt sind, wird gleichsam ein Besuch dort abgestattet. Nach einer kurzen Beschreibung des Dorfes, die mit einfacher Erwähnung dieses „Krug“ endet, fährt Fontane fort: „In diesen treten wir jetzt ein. Er hatte nicht das Ansehen wie sonst wohl Dorfkrüge... usw.“²² Hier werden also wieder – nur viel weniger auffällig als am Anfang des zweiten Kapitels – Romanwelt und „reale“ Welt miteinander gleichgesetzt, indem Leser und Autor an ersterer teilnehmen. Auch diese Stelle hat aber verschiedene Versionen durchgemacht. In der wohl ursprünglichen Fassung hat Fontane die Sache so behandelt (Kap. 7, Bl. 30):

In der Mitte des Dorfes, etwa einen Büchenschuß vom Herrenhause entfernt, lag der Krug. Eh wir in denselben eintreten, geben wir aber eine Beschreibung des Dorfes selbst, zu der wir bisher kaum die Gelegenheit finden und deshalb nur *das wir bis hierher nur in kurzen Andeutungen hier geben konnten.*

Eine spätere Fassung (auf dem vierten Manuskriptblatt) lautet aber wie folgt:

In diesen [Krug führ' ich nunmehr den Leser ein.] (am Rand: treten wir jetzt ein). Er hatte nicht das Ansehn ... usw.

Obwohl die Veränderungen in beiden Fällen von verschiedener Art sind, bleibt das Endresultat das gleiche. Aus der ersten Fassung ist die Person des Erzählers gestrichen, d. h. die Person desjenigen, der hier schaltet und waltet, der den geeignetesten Platz für seine Beschreibungen finden muß. Aus der zweiten ist das „ich“ des Erzählers verschwunden, während seine vertrauliche Leitung des Lesers sehr abgeschwächt worden ist. Auf jeden Fall kann jetzt nur sehr bedingt von dem persönlichen Hervortreten des Erzählers die Rede sein.

Gegen Ende des zwölften Kapitels wird von der Ankunft zweier neuer Gäste bei Pastor Seidentopf berichtet. Da beide uns unbekannt sind, soll auf die Schilderung ihrer Ankunft eine direkte Charakterisierung folgen. In der Buchfassung wird der betreffende Abschnitt ganz schlicht eingeleitet: „Turgany, um sein Bild um ein paar Striche weiter auszuführen, war ein starker Fünfziger... usw.“²³ Dieser Wortlaut ist aber eine ver-

hältnismäßig späte Umarbeitung. Im Manuskript (Kap. 12, Bl. 16) steht eine durchgestrichene Stelle (wohl die zweite Fassung), die dieser zwar entspricht, die aber wieder zu der schon früher bemerkten Praxis greift, wonach der Erzähler sich an den Leser wendet und gleichzeitig Romanwelt und „reale“ Welt vermischt:

Wir aber benutzen den Moment [allseitigen] allgemeinen Engagierts, um auch unsererseits ein wenig mit dem Leser zu plaudern und [ihm wissen zu lassen was wir] dem Leser über die neu-angekommenen Gäste alles *dasjenige* mitzutheilen, was wir selber bis dahin in Erfahrung bringen konnten.

Was Turgany angeht, so haben wir früher [bereits] Erzähltem nur noch wenig hinzuzufügen.

Stellen wir dies an die Seite des gedruckten Romans, so kann uns nicht entgehen, was dieser jetzt an Vertraulichkeit und persönlicher Teilnahme des Erzählers eingebüßt hat.

Besonders das letzte Kapitel von *Vor dem Sturm* scheint Fontane Schwierigkeiten bereitet zu haben. Obwohl der Inhalt (Auszüge „aus Renatens Tagebuch“) weitgehend festgelegt war, mußte die Formulierung des Rahmens verschiedene Fassungen durchmachen. Denn diese Auszüge sollten als Nachschrift eingeführt werden, und das ganze Kapitel sollte dann mit einem Besuch des Erzählers bei Renatens Grabe abschließen.

Bändchen IV

Die eigentliche Erzählung endigt mit der Befreiung Lewins, dem Tode Tubals und dem von Hoppenmarieken. Wendisches Begräbnis. Abgang der Freiwilligen nach Schlesien.

Dann folgt als historisches, den weiteren Verlauf gebende Appendix „Aus Renatens Tagebuch“. Erst sagen. Was wurde nun? Wir sind in der glücklichen Lage darauf antworten zu können. In unseren Händen ist ein stattliches Quartband mit nun schon wieder vergilbten Blättern, der Auskunft giebt. Es ist das Tagebuch das Renate führte. Es sind kurze Notizen, lückenhaft, Monate fehlen, aber immer wieder wird es aufgenommen und wir können durch eine lange Reihe von Jahren folgen. Wir excerpieren es und geben was auf unsere Personen Beziehung hat.

(Am Rand mit Bleistift geschrieben: Im ganzen gut so.)

So das 12. Manuskriptblatt des letzten Kapitels, das wohl als erster Entwurf gelten darf. Es beginnt als grober Umriss, geht aber dann in eine ausgearbeitete Fassung über, von der die späteren Abwandlungen ausgehen. Diese letzteren wollen wir uns jetzt etwas näher ansehen.

Zunächst das 10. Blatt, dem Fontane selbst den Titel „Nachschrift“ gegeben hat:

Wir brechen hier unsere Erzählung ab. In dem Glauben befangen, das aber doch der eine oder andere freundliche Leser noch ein paar Worte von den weiteren Schicksalen der Personen erfahren möchte, die uns bis hierher beschäftigt haben, schreiben wir diese Nachschrift, der wir das *in Hohenvietz bis diese Stunde aufbewahrte* Tagebuch Renatens (das wie ein Familienschatz bis diesen Tag in Hohenvietz bewahrt und gehütet wird) zu Grunde legen. Das Tagebuch ist ungleich geführt; von vielen Lücken abgesehen, bringt es abwechselnd kurze Notizen und ausführliche Beschreibungen, je nachdem *Zeit und Stimmung* es zuließen. Mit dem Jahre 20 schließt es; was über dieses Jahr hinaus noch zu sagen bleibt, ist nicht viel mehr als eine Grabschrift. Wir geben nun einzelne Blätter, kurz oder lang, wie wir es finden.

(Danach folgt ein Plan für das Tagebuch.)

Hier erscheint Fontane nicht nur in seiner Rolle als Schriftsteller, indem er von dem Sammeln seines Materials und dem Prozeß des Schreibens redet, sondern auch sozusagen als Lieferant, der um die Gunst seiner Kundschaft wirbt und deren Wünschen nachzukommen versucht („In den Glauben befangen, das aber doch der eine oder andere freundliche Leser noch ein paar Worte ... erfahren möchte“).

Die nächste Fassung, insbesondere ihre Motivierung dieser abschließenden Beschäftigung mit Renate und ihrem Tagebuch, lautet aber anders (Bl. 14):

Renate †

Das Leben im Roman (darüber: Der Ausgang eines) schließt mit Verlobung oder Hochzeit, aber nicht alle feiern Verlobung oder Hochzeit und da schließt das Leben wie sonst wohl erst mit dem Tod. Und so war es mit Renate. Und da sie mein Liebling war auch der Verfasser hat seine Lieblinge, so [sprech ich] geleit ich auch sie bis an ihren Ausgang. Und indem wir dies thun, erfahren wir noch allerhand. Es ist eine Gutthat, die uns belohnt wird und wir hören noch dies und das. Wir können das mit Hilfe eines Tagebuches, das [ich] bis diesen Tag im Hohen-Vietzer Herrenhause als ein theures Vermächtniß gehütet wird. Renate begann es den Tag als die Nachricht von Frieden kam und führte es bis in ihren Tod.

(Dann folgen die Tagebucheintragungen.)

Hier wird zum ersten Male die Schlußpartie mit einer allgemeinen Bemerkung über die übliche Beschaffenheit von Romanen eingeleitet. Noch interessanter jedoch ist das Bekenntnis des Erzählers, daß einer der Cha-

raktere sein Liebling war, ja daß er überhaupt Lieblinge hat. Subjektiveres — und daher dem Prinzip Spielhagens Widersprechenderes — hätte er kaum schreiben können! Obwohl die weiteren Sätze dann auch verändert worden sind, bleibt durch die neue Formulierung hindurch wenigstens das Verhältnis zwischen dem Erzähler und seinem Publikum intakt: dieser scheint noch gewissermaßen um die Gunst seiner Leser besorgt zu sein, verspricht ihnen also einigen Gewinn, wenn sie ihm folgen („es ist eine Gutthat, die uns belohnt und wir hören noch dies und das“).

Bevor die Stelle in den Roman eingehen konnte, mußte sie noch zwei weitere Versionen durchmachen. Diese befinden sich übereinander geschrieben auf dem gleichen Manuskriptblatt (Schlußkap., Bl. 1). Obwohl die Endfassung aus beiden zusammengesetzt wurde, geben wir sie hier getrennt wieder:

Erzählungen schließen mit Verlobung oder Hochzeit; aber um Renatens willen, die mein Liebling war, hob ich den Vorhang und sah in eine Zukunft, die nun freilich schon lange wieder Vergangenheit geworden.

So die erstere, die ganz deutlich aus der zuletzt zitierten Fassung hervorgeht und Persönliches von dem Erzähler beibehält. Außerdem kommt aber ein weiterer Satz hinzu, dem vielleicht der schon oben erwähnte Begriff des Erzählers als Puppenspieler unterliegt („hob ich den Vorhang“). Die zweite dieser Versionen lautet dann:

(Erzählungen schließen) wenn sich die Liebenden, nach Kämpfen und Gefahren siegreich und glücklich die Hände reichen. Das ist die Regel. Aber ein Tagebuch ... usw.²⁴

Und nun zitieren wir den betreffenden Paragraphen aus dem gedruckten Roman, damit wir sehen können, was schließlich aus allen diesen Korrekturen und Überarbeitungen geworden ist:

Erzählungen schließen mit Verlobung oder Hochzeit. Aber ein Tagebuch, das sich bis auf diesen Tag im Hohen-Vietzer Herrenhause vorfindet und als ein teures Vermächtnis daselbst gehütet wird, gönnt uns noch einen Blick in die weitere Zukunft. Es sind Blätter von Renatens Hand, und aus ihnen ist es, daß ich das Folgende entnehme.²⁵

Wir lassen hier die Länge der verschiedenen Stellen beiseite, weil es sich einmal um einen bloßen Umriss handelt, und weil auch sonst die Stellen nicht den gleichen Inhalt haben. Statt dessen richten wir unsere Aufmerksamkeit auf die Vortragsweise, besonders darauf, ob und wie der Erzähler in Person hervortritt. Die Buchfassung spricht zwar in dem letzten Satz von einem „uns“ und einem „ich“; trotzdem spürt man aber wenig Intimes oder Persönliches an dieser Partie. Wenn man das „uns“

einfach wegließe, wäre am Ton wenigstens kaum eine Änderung zu bemerken. Sowohl die sorgsame Rücksicht des Erzählers auf den (hoffentlich) „freundlichen Leser“ in der „Nachschrift“, wie auch die beabsichtigte Aufmunterung der Leserschaft durch Versprechen in der dritten Fassung sind nun verschwunden. Ähnliches gilt auch von dem „ich“ des Schriftstellers, dessen persönliche Vorlieben in der dritten und vierten Fassung besonders auffielen, ja sogar der Anlaß zu den Tagebuchauszügen waren. Dabei ist auch zu betonen, daß Fontane nicht etwa aufgehört hat, Renate vor allen anderen liebzuhaben (ein Brief vom 30. Januar 1879 an Wilhelm Hertz spricht noch immer von ihr als des Dichters Liebling);²⁶ lediglich das offene Bekenntnis dieser Vorliebe im Rahmen des Romans hat ihm nicht mehr gefallen. Zusammenfassend darf man also sagen, daß von allen möglichen Abschlüssen, die ihm zu verschiedenen Zeiten vorgeschwebt haben, Fontane die sachlichste gewählt hat und damit das Hervortreten des Erzählers stark eingeschränkt hat.

Es gibt natürlich auch andere Stellen im Manuskript von *Vor dem Sturm* (Reflexionen, Hinweise auf ein den Erzähler und den Leser umfassendes „wir“, usw.), die auf das Hervortreten des Schriftstellers Bezug haben und mit denen auch Veränderungen vorgenommen worden sind. Sie sind aber nirgends so auffallend oder gar so interessant wie die oben zitierten Beispiele. Außerdem zeigen sie keine eindeutige Tendenz: es wird einmal eine Reflexion etwas ausgeweitet, dann aber etwa ein „uns“ weggelassen, so daß ein Mehr an persönlicher Teilnahme des Erzählers bald wieder an anderer Stelle durch ein Weniger ausgeglichen wird. Dagegen haben wir in allen Beispielen aus dem ersten Roman, die uns als die bemerkenswertesten bisher beschäftigt haben, eine allgemeine Tendenz beobachten können. Der Dichter hat nämlich sowohl die Persönlichkeit des Erzählers als auch dessen vertraulichen Kontakt mit dem Leser sehr reduziert, obwohl er wenigstens erstere in keinem Falle ganz ausgeschaltet hat.

Wie läßt sich das nun mit dem zuerst zitierten Brief an Wilhelm Hertz vereinbaren, in dem Fontane das Mitsprechen des Erzählers, das Vorspringen des Puppenspielers in Person beinahe leidenschaftlich verfocht? Man wird mindestens zugeben müssen, daß das Prinzip, das er dort verteidigt, kein absolutes für ihn ist, daß man es seines Erachtens darin zu weit treiben kann; wollen doch die Korrekturen und Veränderungen, die wir oben betrachtet haben, eben diese Übertreibung vermeiden. Ja, wenn man gleich nicht von einer Bestätigung der Theorie Spielhagens reden kann, so darf man vielleicht diesen Teil von Fontanes wohlbekanntem „Feilen“ für eine Art Annäherung daran halten. Auch dürfte es jetzt wenig wundernehmen, daß seine Praxis in den darauffolgenden Werken so anders scheint. Prinzipiell ist sie noch dieselbe: der Erzähler ist nicht verschwunden; seine Teilnahme ist bloß wieder — und noch stärker als bisher — eingeschränkt worden. Daß diese Einschränkung unter dem Ein-

fluß Spielhagens oder dem seiner Anhänger geschah, unterliegt keinem Zweifel. Daß sie Fontanes eigenstem künstlerischem Instinkte widersprach — wie der Brief an Hertz uns zunächst möchte vermuten lassen —, ist aber keineswegs besagt. Die Begegnung mit Spielhagens Theorie hat ihn vielmehr sichtbar weitergeleitet auf einem Wege, den er schon von sich aus eingeschlagen hatte.

Es bleibt also nur die Frage, warum Fontane gegen die Kritik Zabels überhaupt Einspruch erhob, wenn er ja doch — wie es sich später herausstellte — davon beeinflusst wurde. Zum größten Teil war es wohl das Absolute und Dogmatische daran (vgl.: „Es ist ein Stilgesetz des Erzählers, daß er mit seiner Person *nirgends* hervortreten darf“), das ihm mißfiel. Denn er war ja immer geneigt, hinter alles ein Fragezeichen zu setzen, und glaubte nicht — wie auch der ihm sonst so ähnliche Dubslav von Stechlin — an „unanfechtbare Wahrheiten“.²⁷

IV

Wir richten unsere Aufmerksamkeit nun kurz auf einige andere Prosadichtungen, deren Manuskripte noch vorhanden sind.²⁸ Wie schon angedeutet, ist in der Buchfassung dieser Werke die Persönlichkeit des Erzählers gegenüber dem ersten Roman weitgehend verschwunden. Man könnte sich daher vorstellen, dies sei auf folgende Weise vor sich gegangen: Der Dichter sei zunächst seiner angeborenen Neigung gefolgt und habe die noch ziemlich vordergründige und geschwätzige Erzählerrolle von *Vor dem Sturm* beibehalten; dann habe er aber bei der Korrektur diese Rolle allmählich weggefeilt, so daß das Manuskript viel Durchgestrichenes enthalten dürfte, was die Spuren des Erzählers verwische. Das ist aber keineswegs der Fall. Der weitaus größte Teil der diesbezüglichen Korrekturen hat vielmehr die Tendenz, die Persönlichkeit des Erzählers und sein Verhältnis zum Leser hervorzuheben. Freilich ist das Hervortreten des Erzählers hier nirgends so sichtbar wie in *Vor dem Sturm*; auch betreffen die Veränderungen in den Manuskripten weniger Bedeutendes. Trotzdem verdienen sie unsere Aufmerksamkeit, und das nicht zuletzt, weil Fontane selbst die subtileren Seiten dieses Problems geahnt hat. In dem Brief vom 15. Februar 1896 an Spielhagen, wo er sich zu dessen Roman-technik offen bekennt, steht ein sehr leicht zu übersehender Satz, der gerade diese Frage der Feinheiten aufwirft. Wir zitieren den ganzen Zusammenhang:

Nicht minder als hinsichtlich dieser Frage bin ich in bezug auf die Technik des Romans mit Ihnen in Übereinstimmung. Was mich aufrichtig freut. Das Hineinreden des Schriftstellers ist fast immer vom Übel, mindestens überflüssig. Und was überflüssig ist, ist falsch. Allerdings wird es mitunter schwer festzustellen sein, wo

das Hineinreden beginnt. Der Schriftsteller muß doch auch, als *er*, eine Menge tun und sagen. Sonst geht es eben nicht oder wird Künstelei. Nur des Urteilens, des Predigens, des klug und weise Seins muß er sich enthalten.²⁹

„Allerdings wird es mitunter schwer festzustellen sein, wo das Hineinreden beginnt.“ Schon von dem „allerdings“ an ein typisch fontanischer Satz! Der Dichter bekämpft auch hier wieder eine Verabsolutierung des Problems, will aber durchaus nicht dogmatisch sein. So hat denn seine Aussage eher den Anschein einer Fragestellung: Wo beginnt das Hineinreden des Schriftstellers? Nun, gewiß nicht erst beim Urteilen oder Predigen. Den Erzähler spürt man eigentlich schon dort, wo jemand da ist, der „er“ sagt, d. h. den Charakteren gegenübersteht. (Und faßt man die Sache so auf, so darf man übrigens selbst bei Spielhagen vom Hineinreden des Erzählers sprechen!) Außerdem hat der Erzähler seine Leserschaft ständig vor sich, auch wenn er sie nicht direkt anredet.

Schon bei diesem Vortrage [dem einfachen Berichte], soweit er lebendig und ursprünglich ist, findet ja eine stete Wechselwirkung zwischen dem Redner und seinen Hörern statt. Jeder gute Vortragende entnimmt den besten Teil der Form seiner Rede sozusagen aus den Augen seiner Zuhörer; er wirbt um sie, setzt sich mit ihnen auseinander, bekämpft ein aufzuckendes Mißtrauen, einen lauernenden Widerspruch usw.³⁰

Die Wechselwirkung, von der hier die Rede ist, entsteht aber nicht nur beim gesprochenen oder gesungenen Vortrag, wo die Zuhörer lebhaftig um den Epiker versammelt sind, sondern auch in der Werkstatt des modernen Schriftstellers, der seine Leser im geistigen Auge behält.³¹ Sie drückt sich auch in seinem Vortrag aus, ja bestimmt ihn geradezu. Es ist daher vor allem die Auswirkung dieses Wechselbezuges, die wir jetzt durch die Veränderungen der Manuskripte hindurch bei Fontane nachweisen wollen. Es wird sich im allgemeinen um kleinere Einzelheiten handeln, wie z. B. kurze Hinweise auf ein den Erzähler und den Leser umfassendes „wir“ oder besonders jene scheinbar entbehrlichen Wörtchen (Adverbien oder adverbiale Ausdrücke wie „ja“, „eigentlich“, „wenigstens“, „freilich“, „allerdings“, „in der Tat“ usw.), die jedoch bei Fontane eine so wichtige Rolle spielen. Mit diesen Partikeln „wirbt er um seine Leser“, „setzt sich mit ihnen auseinander“, „bekämpft ihr Mißtrauen, ihren Widerspruch“, um mit Robert Petsch zu sprechen. Man braucht sie nur explizite umzuschreiben, um diesen Prozeß besser beobachten zu können. So etwa: „ich muß Ihnen gestehen“ (allerdings, freilich); „wie ich Ihnen nicht erst zu sagen brauche“ (natürlich, selbstverständlich); „falls Sie es bezweifeln sollen“ (wirklich); „oder wenn das zu viel für Sie ist“ (wenigstens); usw.

Wir kehren jetzt zu den Manuskripten zurück und zu den Veränderungen, die dort vorgenommen worden sind. Im Manuskript von *L'Adultera* (Kap. 1, Bl. 18) finden wir eine Stelle, die wieder an den Schluß von *Vor dem Sturm* mahnt:

Wer meiner Leser nach diesen einleitenden Worten [ein leises Interesse für meinen] *meinen* Vanderstraaten [gefaßt haben] *im Geiste weitergebaut haben* sollte, sich um den Charakter desselben weiter auszubauen, dem kann es nicht entgangen sein, daß *er* seiner *ganzen* [Natur auf einer humoristischen Grundlage aufgebaut war] *Anlage nach zu den heiteren und gutgelaunten Naturen zählte...*

Die Buchfassung sieht sehr anders aus. Von der Vertraulichkeit bleibt keine Spur mehr: „Van der Straaten, wie hiernach zu bemessen, war eine sentimental-humoristische Natur.“³² Da nun diese Korrektur ganz im Sinne der obigen Veränderungen aus dem Manuskript von *Vor dem Sturm* geschieht, ist man versucht zu meinen, die endgültige Vortragsweise von *L'Adultera* beruhe also doch auf einem fortschreitenden Wegfeilen der hineinredenden Erzählerrolle, auf einer Unterdrückung von Fontanes schriftstellerischem Instinkte. Das wäre aber eine voreilige Schlußfolgerung. Denn diese Korrektur aus dem ersten Kapitel ist ganz untypisch für den Roman als Ganzes. Es werden zwar außerdem ein „wir“ und ein „unser“ – gemeint sind natürlich Erzähler und Leser – aus dem Manuskripte weggestrichen und treten in der Buchfassung nicht auf.³³ Dafür aber erscheint ein „unser“ an zwei anderen Stellen des Romans als späterer Einfall, der dem Texte nachträglich eingefügt wurde. Was nun jene Partikeln betrifft, die die unsichtbare Wechselwirkung zwischen dem Schriftsteller und seinem Publikum bekunden, so ist hier eine deutliche Tendenz zu bemerken. In nicht weniger als neun Fällen sind die Partikeln spätere Hinzufügungen – was doch im Gegensatz zu dem Manuskript von *Vor dem Sturm* steht, wo die Partikeln fast ausschließlich von vornherein festgelegt sind. An solchen Stellen ist es, wo man glaubt beobachten zu können, wie Fontane sich während der Korrektur mit seinen Lesern auseinandersetzt. Außerdem aber – auch wieder aus kleinsten Satzteilen zu ermessen – tritt in der Endfassung von *L'Adultera* mehr persönliches Urteilen oder Empfinden seitens des Erzählers hervor, als ursprünglich beabsichtigt.

... und kaum einer war da, der nicht an eine glücklich beseitigte Gefahr geglaubt hätte. Aber *mit Unrecht*. Van der Straaten, absolut unerzogen, konnte...³⁴

Van der Straaten fiel in einen heftigen Krampfhusten, weil er, unter dem Lesen, *unklugerweise* von seinem Sherry genippt hatte.³⁵ Es muß *leider* gesagt werden, daß auch van der Staaten von diesem Achselzucken betroffen wurde.³⁶

In jedem dieser Beispiele verrät das kursiv Gedruckte die Stellungnahme des Erzählers zum Geschehenen; in jedem der Beispiele ist das kursiv Gedruckte aber auch ein nachträglicher Einfall des Dichters und ist entweder dem Manuskripte später hinzugefügt worden oder erscheint dort überhaupt nicht. Trotz des Eindruckes, den wir aus dem ersten Kapitel des Manuskriptes gewinnen, ergibt sich also im allgemeinen aus den scheinbaren Kleinigkeiten von *L'Adultera* das Bild eines allmählich sichtbar werdenden Erzählers.

Dasselbe Bild wiederholt sich dann, nur noch eindeutiger, in *Unterm Birnbaum*. Fünfmal in dieser Geschichte weist Fontane auf das Verhältnis zwischen dem Erzähler und dem Leser, indem er von den Charakteren als „unser“ spricht. In vier Fällen davon aber ist das betreffende „unser“ ein nachträglicher Einfall.³⁷ Und auch von den Partikeln („wenigstens“, „freilich“, „wirklich“ usw.) sind zwölf der ursprünglichen Fassung später eingefügt.

Der Roman *Unwiederbringlich* existiert in einer Handschrift, die zwar Korrekturen von Fontane enthält, die aber sonst fast ausschließlich von Frau Emilie herrührt. Trotzdem zeigen die wenigen hierhergehörigen Veränderungen wieder die gleiche Tendenz: jene kleinen Zeichen einer Auseinandersetzung des Erzählers mit dem Leser werden beim Korrigieren immer zahlreicher. Man vergleiche etwa folgende kurze Zitate, in denen jedesmal die kursiv gedruckten Wörter nachträgliche Hinzufügungen darstellen:

Holk, den diese Sentimentalität amüsierte, bestätigte *selbstverständlich* alles.³⁸

Er sagte sich nur, und dazu war er *freilich* berechtigt, daß es früher sehr anders gewesen sei.³⁹

„Natürlich, Christine macht ihre Pensionsreise.“ So war es *denn auch wirklich* . . .⁴⁰

Es würde zu viel Platz einnehmen und dabei wenig Neues aussagen, wenn wir so fortführen und Einzelheiten aus den Manuskripten von *Effi Briest* und *Der Stechlin* hier wiedergäben. Es mag genügen zu sagen, daß beide Werke dasselbe Bild bieten, das wir schon in *L'Adultera*, *Unterm Birnbaum* und *Unwiederbringlich* beobachtet haben. Nur scheinen die später hinzugefügten Partikeln im *Stechlin* (von dessen Manuskripten übrigens nur etwa die Hälfte erhalten ist) weniger zahlreich zu sein im Verhältnis zur Länge des Romans. Von den Romanen, deren Manuskripte uns verlorengegangen sind, läßt sich natürlich nichts Bestimmtes sagen. Die nach *Vor dem Sturm* eingesetzte ziemlich eindeutige Tendenz deutet aber auf eine Wiederholung dieses allmählichen Spürbarerwerdens des Erzählers; wenigstens gibt es keinen Anlaß, anderes zu erwarten.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die große stilistische Wasser-scheide in Fontanes Prosadichtungen gleich nach dem ersten Roman steht. Sie zeigt sich aber nicht nur in den Buchfassungen, wo der gesprächige, vertrauliche Erzähler von *Vor dem Sturm* weitgehend verschwindet, sondern auch in den Manuskripten, wo — jetzt eher in umgekehrter Richtung — die Erzählerrolle des ersten Romans in der Werkstatt merklich eingeschränkt wird, während sie in den darauffolgenden Werken, wenn auch nur an Einzelheiten, erweitert wird. Außerdem ist nicht zu leugnen, daß Spielhagens Theorie der „Objektivität“, wie ihr Fontane in der Rezension Zabels begegnete, bei der nachherigen Einschränkung des hineinredenden Erzählers eine große Rolle gespielt hat. Die große Gefahr ist aber, daß man Fontanes eigenen Anteil an dem ganzen Prozeß unterschätzt oder gar übersieht. Unser Blick hinter die Kulissen lehrt uns jedoch gerade diese Gefahr vermeiden. Denn wir haben dort beobachten können, wie in *Vor dem Sturm* der Dichter schon von sich aus seine vertrauliche Erzählerrolle abgeschwächt hat und daher den Forderungen Spielhagens im voraus teilweise entgegengekommen ist; wie er aber dann in den folgenden Werken die Ausschaltung des Erzählers nie konsequent durchgeführt hat, sondern vielmehr an dem Vortrag gefeilt hat, bis der Ton nicht mehr so trocken war und ein leichter, unauffälliger Kontakt mit dem Leser hergestellt war. Bei allem Einfluß Spielhagens hat Fontane also immer eine beträchtliche künstlerische Unabhängigkeit behalten. Jene kleinen Veränderungen, die wir in den Manuskripten nach *Vor dem Sturm* betrachtet haben, hätten zwar kaum die Mißbilligung Spielhagens hervorgerufen; ja er hätte wahrscheinlich gemeint, sie beträfen seine Theorie überhaupt nicht. Trotzdem gehören sie zu unserem Thema, denn sie veranschaulichen einige Feinheiten des Problems, die der Theoretiker Spielhagen außer acht gelassen, die Fontane selbst aber in dem Brief vom 15. Februar 1896 tastend berührt hat. Sie sind daher unter anderem ein Zeichen dafür, daß Fontane ein sehr feinfühliges stilistisches Empfinden hatte, und erinnern uns weiter an seine natürliche Abneigung gegen jede Verabsolutierung und jedes Dogmatisieren.

Am 24. November 1896 schickte der Dichter ein Exemplar von *Die Poggenpuhls* an Spielhagen. Als Abschluß unserer Betrachtungen zitieren wir nun aus dem begleitenden Brief, der die ganze ambivalente Tendenz unserer obigen Beobachtungen — Anerkennung für Spielhagen, aber zugleich auch persönliche Unabhängigkeit und Infragestellung alles Extremen und Kategorischen — kurz zusammenfaßt:

Gestatten Sie mir, diese Zeilen auch mit dem jüngsten Kinde meiner Laune zu begleiten. Ich säumte bisher damit, weil das Buch, wenn auch sehr ungewollt, fast wie ein Protest gegen die von Ihnen

festgestellte Romantechnik wirkt, eine Technik hinsichtlich deren ich Ihnen gegenüber und hinter Ihrem Rücken immer wieder und wieder ausgesprochen habe, daß ich sie für richtig halte. So stehe ich auch noch dazu. Mitunter aber gestaltet sich's doch anders, und hier ist solch Fall gegeben. . . . Natürlich: Regel ist Regel, das bleibt Paragraph 1. Aber der alte Witz, daß die Gesetze nur dazu da sind, um durchbrochen zu werden, enthält doch auch einen Gran Wahrheit.⁴¹

Anmerkungen

- 1 Zitiert nach Emil Aegerter, Theodor Fontane und der französische Naturalismus: Ein Beitrag zur Geschichte und Theorie des naturalistischen Romans in Deutschland und Frankreich (Heidelberg, 1922), S. 35.
- 2 Friedrich Spielhagen, Beiträge zur Theorie und Technik des Romans (Leipzig, 1883), S. 92.
- 3 Theodor Fontane, Briefe: Zweite Sammlung (Berlin, 1910), Bd. I, S. 405.
- 4 Briefe: Zweite Sammlung, Bd. II, S. 373.
- 5 Zur Frage der Gültigkeit des Ausdrucks „Objektivität“ vgl. John R. Frey: Author Intrusion in the Narrative: German Theory and Some Modern Examples. In: Germanic Review, Bd. XXIII (1948), S. 274–289.
- 6 In diesem Zusammenhang kommt Charles Dickens viel weniger in Frage. Der Roman *David Copperfield*, den Fontane besonders schätzte, ist ein Ich-Roman und hat daher ganz andere Voraussetzungen.
- 7 Vgl. Julius Petersen, Fontanes erster Berliner Gesellschaftsroman („Allerlei Glück“): Sonderausgabe aus den Sitzungsberichten der preußischen Akademie der Wissenschaften, phil.-historischen Klasse, Bd. XXIV (Berlin, 1929), S. 24.
- 8 Brief vom 17. Juni 1866 an Wilhelm Hertz, in: Briefe: Zweite Sammlung, Bd. I, S. 246.
- 9 Brief vom 28. August 1868 an seine Frau, in: Briefe an seine Familie (Berlin, 1905), Bd. I, S. 156.
- 10 Brief vom 13. August 1877 an seine Frau, in: Briefe an seine Familie, Bd. I, S. 247.
- 11 Vgl. Joachim Schöbeß, Die Bibliothek Theodor Fontanes. In: Marginalien, 14. Heft (Dez. 1963), S. 2–22.
- 12 Theodor Fontane, Gesammelte Werke (Berlin, 1905 ff.) 1. Reihe, Bd. IV, S. 161–162.
- 13 Willibald Alexis, Gesammelte Werke (Volksausgabe: Berlin, 1861), Bd. III.
- 14 Ebenda, Bd. VIII.
- 15 Willibald Alexis, Der falsche Woldemar (3. Auflage: Berlin, o. J.), 1. Teil.
- 16 Theodor Fontane, Gesammelte Werke, 1. Reihe, Bd. I, S. 12.
- 17 Ebenda, S. 171.
- 18 Ebenda, Bd. II, S. 321.
- 19 Ebenda, Bd. I, S. 12.
- 20 Hier, wie in allen Zitaten aus den Manuskripten, wird Durchgestrichenes in eckige Klammern [] gesetzt, später Hinzugefügtes *kursiv* gedruckt. Mit Ausnahme von *Unwiederbringlich*, dessen Manuskript im Besitz der Universitätsbibliothek Berlin ist, befinden sich alle hier berücksichtigten Manuskripte im Märkischen Museum Berlin.

- 21 Theodor Fontane, Gesammelte Werke, 1. Reihe, Bd. I, S. 22.
- 22 Ebenda, S. 61.
- 23 Ebenda, S. 109.
- 24 Die zwei Worte in Klammern sind der ersteren Fassung entnommen worden, um den Sinn zu ergänzen.
- 25 Theodor Fontane, Gesammelte Werke, 1. Reihe, Bd. II, S. 317.
- 26 Briefe: Zweite Sammlung, Bd. I, S. 408.
- 27 Theodor Fontane, Gesammelte Werke, 1. Reihe, Bd. X, S. 7.
- 28 Wir lassen auch die Erzählung *Mathilde Möhring* beiseite, da sie erst nach des Dichters Tod aus dem Nachlaß herausgegeben wurde. Dem Manuskript fehlt also die letzte Korrektur.
- 29 Briefe: Zweite Sammlung, Bd. II, S. 373.
- 30 Robert Petsch, Der epische Dialog. In: Euphorion, Bd. XXXII (1931), S. 189.
- 31 Vgl. auch R. Koskimies, Theorie des Romans (Helsinki, 1935), S. 106, wo er von dem Erzähler schreibt: „Seine schaffende Arbeit ist eine Wechselwirkung mit dem Wort und andererseits mit den Zuhörern: beide inspirieren ihn. Er treibt Zwiesprache mit seinem ‚Motiv‘ und auch mit seinen Zuhörern. Während das Wort den Erzähler und der Erzähler die Zuhörer suggeriert, suggerieren die Zuhörer unbewußt ihren Erzähler.“
- 32 Theodor Fontane, Gesammelte Werke, 1. Reihe, Bd. III, S. 4.
- 33 Ebenda, S. 5 und 65. Vgl. auch Kap. 1, Bl. 21, und Kap. 9, Bl. 4 des Manuskriptes.
- 34 Gesammelte Werke, 1. Reihe, Bd. III, S. 36. Vgl. Kap. 5, Bl. 33 des Manuskriptes.
- 35 Gesammelte Werke, 1. Reihe, Bd. III, S. 60. Vgl. Kap. 8, Bl. 10 des Manuskriptes.
- 36 Gesammelte Werke, 1. Reihe, Bd. III, S. 65. Vgl. Kap. 9, Bl. 3 des Manuskriptes.
- 37 Gesammelte Werke, 1. Reihe, Bd. VI, S. 353, 386, 381 und 390. Vgl. Kap. 9, Bl. 3, Kap. 13, Bl. 18 und 31, und Kap. 14, Bl. 1 des Manuskriptes.
- 38 Gesammelte Werke, 1. Reihe, Bd. VII, S. 135. Vgl. Ms. Bl. 151.
- 39 Gesammelte Werke, 1. Reihe, Bd. VII, S. 160–161. Vgl. Ms. Bl. 179.
- 40 Gesammelte Werke, 1. Reihe, Bd. VII, S. 161. Vgl. Ms. Bl. 180.
- 41 Briefe: Zweite Sammlung, Bd. II, S. 408. Wir lassen hier die Frage dahingestellt, inwiefern *Die Poggenpuhls* der Technik Spielhagens wirklich widerspricht.



Professor Dr. Kurt Schreinert

In memoriam Kurt Schreinert

16. Juli 1901 (Brandenburg [Havell]) – 12. Februar 1967 (Göttingen)

Am 12. Februar jährte sich der Tag, an dem vor einem Jahr Herr Professor Dr. Kurt Schreinert, Nestor der Fontaneforschung, starb. Wir veröffentlichen aus diesem Anlaß die Eintragung Kurt Schreinerts in das Gästebuch des Fontane-Archivs und eine Fotografie, die uns Frau Annemarie Schreinert freundlicherweise zur Verfügung stellte.

Wie gern und dankbar erinnere ich mich meiner vielen schönen und produktiven Stunden im Fontane-Archiv in Potsdam und hoffe zuversichtlich auf eine häufige Wiederholung! In welche Fontane-Schätze gewann ich dort Einblick und wie freiwillig wurden sie mir gereicht! Ich habe bei meinen meist mehrtägigen Besuchen im Archiv stets einen reichen Gewinn davongetragen. Dabei gedenke ich auch der nicht minder ergiebigen Fontane-Gespräche im Potsdamer Klosterkeller, der mehrfachen Besuche im Schloß Sanssouci, der Wanderungen in die Kirche und auf den Friedhof in Bornstedt und vor allem der wundervollen Fahrt in Fontanes ruppinsche Heimatlandschaft, nach Wustrau, Kloster Lindow, Karwe, nach Neuruppin und Rheinsberg und an die Ufer des Großen Stechlin, die dem Gelesenen erst die lebendige Anschauung gaben. Dem Fontane-Archiv und seinem stets hilfsbereiten Leiter dafür zu danken, ist mir ein herzliches Anliegen. Ich rufe ihm zwei (leicht variierte) Fontane-Strophen zu:

Un de Sünn geiht up, un de Sünn geiht dal
Drehunnertfiefunsöstigmal –
Un ick kann's nich seggen oft genug:
Das Fontane-Archiv, es lebe hoch.

Und dem Archiv und mir:

Vorwärts denn und haltet Tritt,
Immer den Fontane in die Mitt';
Sehn beide den, verzeihen sie gern –
Dienen ja beide demselben Herrn.

In Dankbarkeit!

Göttingen, den 2. Februar 1965

Professor Dr. Kurt Schreinert

Freienwalder Freundeskreis „Theodor Fontane“

Am 19. Mai 1967 wurde in Bad Freienwalde der Freundeskreis „Theodor Fontane“ gegründet. Im Rahmen einer Veranstaltung im Teehäuschen sprach Herr Schobeß, Leiter des Fontane-Archivs der Landes- und Hochschulbibliothek Potsdam, über Leben und Werk des Journalisten, Schriftstellers und Dichters. In der anschließenden Aussprache zeigte sich das rege Interesse an seinem literarischen Vermächtnis. Der Vorschlag der Kreisleitung des Deutschen Kulturbundes Freienwalde, einen Fontane-Freundeskreis zu gründen, fand die Zustimmung fast aller Anwesenden. Schon am gleichen Abend meldeten sich etwa zwanzig Fontane-Freunde.

So nüchtern und sachlich ließe sich die Gründung des Freundeskreises darlegen. In Wirklichkeit waren umfangreiche Vorarbeiten nötig, um die Aufgaben und Zielstellung festzulegen und Gespräche mit Literaturfreunden zu führen. Erst bei der Veranstaltung erfuhren wir, daß bereits in Potsdam und Neuruppin Freundeskreise bestehen, so daß wir die Erfahrungen und Ratschläge, die Herr Schobeß vermittelte, als Anregung und Anleitung nutzen konnten. In Freienwalde kam neben der Beschäftigung mit der Geisteswelt des Dichters, der uns oft ein sehr kritisches Bild seiner Zeit zeichnete, hinzu, daß verschiedene Erinnerungsstätten der pflegenden Hand bedurften und wir in unserer schönen Landschaft häufig den Spuren Fontanes folgen können. Sein Vater, Henri Louis Fontane, verbrachte die letzten zehn Lebensjahre in Schiffmühle und fand in der benachbarten Gemeinde Neutornow auf dem Bergfriedhof seine letzte Ruhestätte.

Sein Sohn bekennt: „Wenn ich gefragt würde, welchem Lehrer ich mich so recht eigentlich zu Dank verpflichtet fühle, so würde ich antworten müssen: meinem Vater, meinem Vater, der sozusagen gar nichts wußte, mich aber mit dem aus Zeitungen und Journalen aufgepickten und über alle möglichen Themata sich verbreitenden Anekdotenreichtum unendlich viel mehr unterstützt hat als alle meine Gymnasial- und Realschullehrer zusammengenommen.“

Außerdem hat der Erholungsort Falkenberg ein Fontane-Denkmal, und zwischen Freienwalde und Falkenberg wurde schon vor fünfzehn Jahren der „Theodor-Fontane-Naturlehrpfad“ geschaffen. Er führt über den sogenannten Kammweg, den der „Wanderer der Mark“ kannte, und endet am Fontane-Platz in Falkenberg.

Schließlich tragen eine Schule und eine Straße in Freienwalde und eine landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft in Falkenberg den Namen des Dichters. Da mag es nicht abwegig erscheinen, hier einen „Freundes-

kreis Fontane“ zu schaffen, der Fontanes Werk unserer Generation vermittelt und die Erinnerungsstätten als kulturelles Erbe pflegt und erschließt.

Die praktischen Arbeiten

Sogleich nach der Gründung des Freundeskreises bemühten wir uns um die Wiederherstellung der Gedenkstätten. Das Grab des Vaters, eine flach liegende große Steinplatte, restaurierte kostenlos Herr Steinmetz Rößler. Dabei mußten die kaum noch zu entziffernde Schrift vertieft und farbig angelegt und alle im Laufe der Zeit schadhaften Stellen beseitigt werden. Die aus Feldsteinen bestehende Umfriedung bedurfte einer gründlichen Säuberung, und schließlich erhielt die Grabstätte eine sachgemäße Bepflanzung. Wichtig waren außerdem der Freihieb jenes Ausblickes auf das Oderbruch, der sich ehemals vom Grab aus darbot und die Säuberung eines kleinen Zugangsweges, damit jedermann die Grabstätte finden kann. Hierbei halfen der Verfasserin die Fontane-Freunde Herr Ammer, Leiter der Kreisbibliothek, und Herr Röbenack, Leiter der Volksbuchhandlung, in mehreren Arbeitseinsätzen.

Weitere Überlegungen gingen dahin, zum 100. Todestag des Vaters am 5. Oktober 1967 das Wohnhaus, den Eingang zum Friedhof und die Grab-



Das Haus des Vaters Louis Henry Fontane in Schiffmühle

stelle durch dauerhafte Hinweistafeln zu kennzeichnen. In Absprache mit Herrn Schobeß entwarfen wir die Texte, gaben die Tafeln in Leipzig in Auftrag und stellten sie Anfang Oktober an den genannten Plätzen auf. Schlossermeister Rogge lieferte die Eisen, und auch das Schamottewerk und das Ziegelkombinat waren behilflich. Von den Tafeln wurden zwei vom Schamottewerk und eine Tafel vom Kreiskulturhaus bezahlt.

Die Tafel vor dem Wohnhaus trägt den Text:

In diesem Hause starb
LOUIS HENRI FONTANE,
der Vater Theodor Fontanes,
am 5. Oktober 1867

Die Tafel vor dem Friedhof in Neutornow wurde mit folgendem Text versehen:

Zur Ruhestätte von
LOUIS HENRI FONTANE,
Vater des Dichters
Theodor Fontane

Und am Grabe lesen wir des Dichters Worte:

„Und ein anderer Platz, dem verbunden ich bin:
Berglehnen, die Oder fließt dran hin,
Zieht vorüber in tragem Lauf,
Gelbe Mummeln schwimmen darauf;
Am Ufer Werft und Schilf und Rohr,
Und am Abhange schimmern Kreuze hervor,
Auf eines fällt heller Sonnenschein –
Da hat mein Vater seinen Stein.“

Auch um den Fontaneplatz in Falkenberg haben wir uns Gedanken gemacht. Herr Böhnert und Herr Kurt Kretschmann entwarfen einen neuen Bepflanzungsplan, der der Gemeinde zur Verfügung gestellt wurde. Es muß nun darauf geachtet werden, daß diese Gedenkstätte 1968 den entsprechenden Rahmen erhält.

Für die Fontaneschule in Freienwalde ist eine Tafel vorgesehen, die, am Eingang angebracht, den Vorübergehenden unterrichtet, warum diese Schule den Namen trägt. Weiterhin soll dort alljährlich eine Fontanefeier veranstaltet werden, an der alle Schüler teilnehmen, und schließlich wird die Leiterin des Fontane-Freundeskreises, Frau Vera Gerth, in dieser Schule mit Ausstellungsmaterial über Fontane arbeiten.

Besuch im Fontane-Archiv

Ein Programmpunkt sah den Besuch des Fontane-Archivs in Potsdam vor. Wir beabsichtigten mit Personenkraftwagen dorthin zu fahren, da der Freundeskreis inzwischen bereits über 30 Mitglieder zählte. Herr Schobeß führte uns an einem Sonntag durch die Brandenburgische Landesbibliothek und machte uns anschließend mit dem Fontane-Archiv bekannt. Es überraschte uns, wie weit sich die Fontaneforschung erstreckt. Die Verbindungen mit Persönlichkeiten in vielen Ländern unterstreichen nur, daß hier unser kulturelles Erbe mit Fleiß und Umsicht verwaltet wird. Das Archiv ist gefüllt mit Fontane-Schriften aus der ganzen Welt und eine Fundgrube für alle Fontane-Freunde.

Herr Schobeß verstand es, Vortrag und Aussprache zu einem Erlebnis zu machen.

Feier zum 100. Todestag Louis Henri Fontanes

Im Oktober versammelten sich an einem Sonntag 32 Fontane-Freunde in Schiffmühle. Der Besuch galt dem wiederhergestellten Wohnhaus, dem Grab und den drei Erinnerungstafeln. Frau Gerth sprach zu den Freunden. Vater und Sohn traten uns in der Ansprache entgegen, und es zeigte sich, daß Theodor Fontane auch unserer Zeit noch viel zu sagen hat. Anschließend nahm noch ein Eberswalder Freund das Wort, der jahrzehntelang im Touristenklub für die Mark Brandenburg war, dem Theodor Fontane als Ehrenmitglied angehörte.

Dann spazierten wir zum Friedhof in Neutornow. Am Grabe des Vaters dankte Kurt Kretschmann den Helfern, die alle Arbeiten kostenlos geleistet hatten.

Die literarische Arbeit

Wie eingangs erwähnt wurde, standen in den ersten sechs Monaten praktische Arbeiten im Vordergrund. Im Winterhalbjahr wird nun die geistige Arbeit beginnen. Das Schriftsteller-Lehrer-Ehepaar Schumacher und andere Freunde werden im Januar den ersten Fontane-Abend im Klub des Kulturbundes durchführen. Es sind mehr Veranstaltungen geplant, als zunächst vorgesehen waren. Dabei werden wir uns mit anderen literarischen Persönlichkeiten beschäftigen. Über das Ergebnis wird später zu berichten sein.

In der Tagespresse sind vier Beiträge über die Tätigkeit des Freundeskreises erschienen. Das Publikationsorgan für größere Veröffentlichungen wird jedoch der Heimatkalender des Kreises Bad Freienwalde sein.

Weitere Arbeiten im Jahre 1968

Eine kleine Fotoschau, die uns Herr Schobeß zur Verfügung stellte, wird an verschiedenen Plätzen, wie Schulen, Buchhandlungen usw., gezeigt. Mit dieser Ausstellung wollen wir die Allgemeinheit unterrichten und neue Fontane-Freunde gewinnen. Die Herausgabe einer Fontane-Postkarte wird erwogen. Schließlich soll die jetzige Fontanestraße in Freienwalde durch Einbeziehung eines anderen Straßenzuges verlängert werden. Auch der Fontane-Naturlehrpfad wird im Frühjahr 1968 eine neue Markierung erhalten. Die gute Verbindung mit dem Fontane-Archiv garantiert uns eine ersprießliche Arbeit und eine kontinuierliche Entwicklung des Fontane-Freundeskreises.

Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs

Schriftliche Auskünfte 1967: 90 (Deutsche Demokratische Republik: 44, westdeutsche Bundesrepublik: 15, Westberlin: 3, Ausland: 28).

Neu-Erwerbungen und -Erscheinungen

(Abgeschlossen am 31. 3. 1968)

A. Handschriften

Fontane, Emilie: Eigenh. Briefkarte an Dr. med. Richard Salomon, Berlin, 18. 11. 1899. 1 S. quer-kl. 8° (C 106) (Geschenk von Herrn George Salomon, New York.)

Fontane, Emilie: Eigenh. Briefkarte an Dr. med. Richard Salomon, Berlin, 13. 1. 1902. 1 S. quer-8° (C 107) (Geschenk von Herrn George Salomon, New York.)

Fontane, Theodor: Unwiederbringlich. Kap. 1–10 und 16–21. Eigenh. Hs. Emilie Fontanes. 229 S. 4° (Nachträgliche Dauerleihgabe der Universitäts-Bibliothek Berlin.)

Fontane, Theodor: Eigenh. Hs. „Teupitz“ auf dem Titelblatt des Heftes von Friedrich Adolf Riedel: Die Verbindung der Stadt und Herrschaft Teupitz mit dem brandenburgisch-preußischen Staate. Zur Feier 400jähriger Erinnerung an den 5. Juni 1462. Hrsg. v. d. Magistrate u. den Stadtverordneten zu Teupitz. Berlin 1862. 12 S. 8° [Eigentumsvermerk: F. W. Holtze.] (Q 97) [Erläuterung: Der Verfasser F. A. Riedel (1809–1872) redigierte die „Märkischen Forschungen“ u. gab das Standardwerk für die märkische Heimatforschung „Codex diplomaticus Brandenburgensis“ in 41 Bänden heraus. — Der Inhaber der Festschrift war Professor Friedrich Wilhelm Holtze (1820–1908), Bibliothekar an der preußischen Kriegsakademie zu Berlin. Siehe „Briefe Theodor Fontanes an F. W. Holtze“. Hrsg. v. Dr. Jutta Neuendorff-Fürstenau im Jahrbuch der Deutschen Schiller-Gesellschaft. 4/1960, S. 358–376.] (Geschenk.)

B. Fotokopien

Fontane, Theodor: Brief an Unbekannt (evtl. an Friedrich Stephany). Berlin, 6. 6. 1886 (Ca 1267) (Geschenk der Stadtbibliothek Wuppertal-Barmen.)

Spielhagen, Friedrich: Briefe an Theodor Fontane (5. 1. 1890, 11. 2. 1896, 12. 2. 1896, 17. 2. 1896, 20. 2. 1896, 23. 2. 1896, 22. 5. 1896, 28. 5. 1896, 24. 6. 1898). Mitget. von Paul Schlenther. — Aus: Berliner Tageblatt vom 10. 4. 1911. (Ca 1082) (Geschenk von Herrn Leonhard Penzold, Berlin-Köpenick.)

C. Bilder

Martha (Mete) *Fontane* (1860–1917), Tochter Theodor Fontanes. Fotografie von Hermann Boll, Berlin, Unter den Linden 16, des Ölbildes des Berliner Malers Horsefall (etwa a. d. J. 1906). 23 cm × 27,5 cm. (Geschenk von Frau Gertrud Grosse, Enkelin Theodor Fontanes.) – Heinrich Karl *Berghaus* (1797–1884). Kartograph und Geograph. Verfasser des „Landbuchs der Mark Brandenburg und des Markgrafentums Niederlausitz...“ 1854–1856. Fotografie 12 cm × 17 cm. (Geschenk von Herrn Dr. Gerhard Engelmann, Potsdam.) – George Ludwig *Hesekiel* (1819–1875), Redakteur der Kreuzzeitung. Fotografie 14,5 cm × 18,5 cm (Geschenk von Frau Käthe Achilles-Waag, Plön in Holstein). – Hans Babo Peter von *Rohr* (1841–1876), kgl. preußischer Hauptmann, Neffe der Mathilde von Rohr, mit dem Theodor Fontane 1866 die Schlachtfelder bereiste. 36,5 cm × 32 cm. Fotografie. (Das Bild verdankt das Fontane-Archiv Frau Renate von Groß, geb. d'Albon-Rauch, deren Mutter eine geborene von Rohr war.) – Das Haus in *Schiffmühle* bei Bad Freienwalde (Oder), in dem der Vater Theodor Fontanes, Louis Henri Fontane, am 5. Oktober 1867 starb. 23,5 cm × 29,5 cm Fotografie. (Geschenk des „Fontane-Kreises“ Bad Freienwalde.) – Professor Dr. Kurt *Schreinert* (1901–1967), Fontaneforscher. 10 cm × 14 cm. Fotografie. (Geschenk der Familie.)

Nach Abschluß des Manuskriptes gingen ein: Heinrich *Gätge* (1814 bis 1897). Helgolandmaler u. Ornithologe, Vetter Theodor Fontanes. Geschenk vom Urenkel, Herrn Walter Krone, Gifhorn-Land 2. 10,5 cm × 14,5 cm. – Theodor *Storm* (1817–1888) in den Jahren 1865 u. 1887. Postkartengröße. Geschenk vom Archiv der Storm-Gesellschaft in Husum. – Joachim Hans von *Zieten*, Husarengeneral (1699–1786) und Schloß Wustrau. Das Zietenbild ist eine Fotografie des Gemäldes im Heimatmuseum Neuruppin. 12 cm × 16 cm. Geschenk von Herrn Apotheker Ferdinand Schmidt, Schaalsee-Apotheke Zarrenthin in Mecklenburg.

D. Literatur

a) Primär-Literatur

Fontane, Theodor: Fontane-Jubiläums-Dünndruck-Ausgabe. Hrsg. v. Kurt Schreinert. Bd 1–3. München: Nymphenburger Verlagshandlung 1968. 8°

1. (Schach von Wuthenow. Cécilie. Irrungen-Wirrungen. Stine. Unwiederbringlich. Frau Jenny Treibel. Anm.)

2. (Effi Briest. Die Poggenpuhls. Der Stechlin. Mathilde Möhring. Oceane von Parceval. Onkel Dodo. Anm.)
3. (In Ausw.: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Autobiographisches. Gedichte. Zur Literatur. Causerien über Theater. Anm. Nachw.) [Bisher nicht eingegangen.]

Fontane, Theodor [Werke, Teils.]: Schriften u. Glossen zur europäischen Literatur. Ausgew., eingel. u. erl. v. Werner Weber. Bd 2: Berlin, Mark Brandenburg, Klassik u. Romantik, Zeitgenossen. XI, 591 S. 8° (Hf 66/1048 = 2)

Fontane, Theodor: Ausgewählte Werke in Einzelausgaben. Hrsg. v. Herbert Roch. Büchergilde Gutenberg Frankfurt a. Main, Wien, Zürich. Bd 1—4. (Eschwege 1963.) 8° (Hf 67/5531) (Geschenk der Büchergilde Gutenberg.)

Fontane, Theodor: Causerien über Theater. T. 3. (Die Texte dieser Ausgabe sind ungekürzt u. beruhen auf den ersten Veröffentlichungen der Theaterkritiken in der Vossischen Zeitung bzw. auf Erstausgaben [Londoner Theater]. Der überwiegende Teil d. Materials ist hier erstmals in Buchform veröffentlicht. Unter Mitw. v. Kurt Schreinert, hrsg. v. Edgar Groß in Verbindung mit Rainer Bachmann. Nachw., Anm. u. Register für alle drei Teile am Schluß d. Bandes.) München: Nymphenburger Verlagshandlung (1967). 772 S. 8° (Theodor Fontane. Sämtliche Werke. 22,3.) (Hf 59/6100 = 22,3) (Geschenk d. Verlages in 2 Ex.)

Fontane, Theodor: [Werke, Ausz.] Wanderungen durch Berlin, an Spree und Havel. Heidelberg: Europäische Kulturstätten 1967. 39 S. 8° (Hf 67/7831) (Geschenk d. Landesgeschichtlichen Vereinigung für d. Mark Brandenburg 1884 e. V.)

Fontane, Theodor: *Effi Briest*. Translated with an introduction by Douglas Parmée. Harmondsworth (1967). 267 S. 8° (The Penguin Classics. LI90.) (Hf 67/8044) (Geschenk von Frau Dr. Charlotte Jolles, London.)

Fontane, Theodor: *Effi Briest*. Roman. Wiesbaden: Vollmer [1967]. 242 S. 8° (Hf 67/7828)

Fontane, Theodor: *Effi Briest*. Gütersloh: Bertelsmann-Lesering [1968]. Titel Nr. 6331. [Bisher nicht eingegangen.]

Fontane, Theodor: Mathilde Möhring. — In: Der goldene Schnitt. Große Erzähler im S. Fischer Verlag 1886—1914. (Frankfurt a. M.: S. Fischer 1964), S. 7—82. 8°

Fontane, Theodor: Der *Stechlin*. Roman. Mit e. Nachw. v. Hans-Heinrich Reuter.) Leipzig: List (1967). 561 S. 8° (Hf 67/7400)

- Fontane, Theodor: *Stine*. (Textrevision, Nachw. u. Anm. v. Jürgen Jahn.) Berlin & Weimar: Aufbau-Verl. 1968. 137 S. 8° (Hf 68/1541) (Geschenk d. Verlages in 2 Ex.)
- Fontane, Theodor: „Der *Tag* von Düppel“ und „Einzug“ [Frühdrucke]. — In: Starost, L.: *Frische Blätter zum preußischen Lorbeerkranz*. Breslau 1866, S. 24 u. 45. (Hf 66/6463)
- Fontane, Theodor: Frau Jenny *Treibel* oder „Wo sich Herz zum Herzen findet“. (Textrev., Nachw. u. Anm. v. Gotthard Erler.) (Berlin:) Buch-Club 1965. 227 S. 8° (Geschenk des Buch-Clubs 1965.) (Hf 67/8140)
- Fontane, Theodor: Frau Jenny *Treibel*. Roman. Im Bertelsmann Lese-ring. (Gütersloh: Mohn 1966.) 254 S. 8° (Hf 67/7098) (Geschenk von Herrn Roland Charpiot, Caen in Frankreich.)
- Fontane, Theodor: Frau Jenny *Treibel*. Roman. Wiesbaden: Vollmer [1967]. 194 S. 8° (Hf 67/7827)
- Fontane, Theodor: Frau Jenny *Treibel* oder „Wo sich Herz zum Herzen findet“. (Nachw. u. Anm. v. Gotthard Erler.) Berlin & Weimar 1967. 227 S. 8° (Hf 68/125)
- b) *Sekundär-Literatur* (hier wird auch die ältere Literatur angezeigt, die in dem gedruckten Katalog von Joachim Schobeß: „Literatur von und über Theodor Fontane“, 2., bed. verm. Aufl. 1965, nicht verzeichnet ist)
- Biehahn, Erich: Berlinisches, Allzu-Berlinisches in der Sprache Theodor Fontanes. — In: *Muttersprache. Zeitschr. z. Pflege u. Erforschung d. deutschen Sprache*. Jg. 77, H. 10. 1967, S. 311–312. 8° (ZA 1967) (Geschenk des Verfassers.)
- Biehahn, Erich: Libyen und Arkadien in der Mark. Aus der Entdeckungszeit der märkischen Landschaft. — In: *Jahrbuch f. brandenburgische Landesgeschichte*. Bd 18. 1967, S. 56–62. 8° (in Hz 52/161 q = 18) (Geschenk d. Verfassers.)
- Brinkmann, Richard: Theodor Fontane. Über die Verbindlichkeit des Unverbindlichen. München: Piper (1967). 203 S. 8° (Hf 67/7103) (Geschenk von Herrn Professor Dr. Brinkmann, Tübingen.)
- Dedeyan, Charles u. Hélène Gavarry: Theodor Fontane (1819–1898). — Aus: Dedeyan u. Gavarry. *Clartés*. Paris 1966. Page 7. 15/25. [Französisch.] (ZA 1966) (Geschenk von Herrn Professor Dr. Sagave, Paris.)
- Fricke, Hermann: Theodor Fontanes „Der Deutsche Krieg 1866“ u. seine militärgeschichtlichen Helfer. Mit unbekanntem Briefen von u. an Theodor Fontane. — In: *Jahrbuch für die Geschichte Mittel- u. Ostdeutschlands*. Bd 15, 1967, S. 203–224 (ZA 1967,7)

- Günther, Vincent J.: Das Symbol im erzählerischen Werk Fontanes. Bonn: Bouvier 1967. 138 S. 8° (Bonner Arbeiten zur deutschen Literatur. Bd 16.) (Hf 68/955)
- Hansel, Johannes: Theodor Fontane [1819–1898]. — In: Johannes Hansel. Personalbibliographie zur deutschen Literaturgeschichte. Studienausgabe. (Berlin 1967), S. 103. 8° (in 68/941)
- Hansel, Johannes: Theodor-Fontane-Archiv [gegr. 1935], Potsdam. — In: Johannes Hansel: Personalbibliographie zur deutschen Literaturgeschichte. Studienausgabe. (Berlin 1967), S. 104. 8° (in 68/941)
- Hausmann, Manfred: Das Jahr kann sich sehen lassen [S. 32–38 „Um neun ist alles aus“ betr. Fontane]. — In: Jahr u. Jahrgang 1898. Hamburg: Hoffmann & Lampe 1968.
- Hertling, Gunter H.: Kleists Michael Kohlhaas u. Fontanes Grete Minde.: Freiheit und Fügung. 8° — Aus: German Quarterly, Januar 1967. Vol. XL, No 1. (Hf 67/7101) (Geschenk von Herrn Professor Dr. G. H. Hertling, Universität Washington.)
- Jacob, Eduard: Traum vom alten Fontane. — In: Der Tagespiegel, Berlin. 18. 2. 1968. (ZA 1968)
- Kilian, Hansjürgen: Die Personeneinführung in Fontanes Romanen. Staatsexamensarbeit [Westberlin] v. 27. 11. 1967. (Hf 67/7830) (Geschenk des Verfassers.)
- Köttelwelsch, Clemens: Theodor Fontane [1819–1898]. In: Clemens Köttelwelsch: Bibliographie der deutschen Literaturwissenschaft. 1965–1966. Frankfurt am Main (1967), S. 205–207. 8° (Z 58/3704)
- Lukács, Georg: Der alte Fontane. — In: Lukács, G.: Die Grablegung des alten Deutschland. Essays zur deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. Ausgew. Schriften. 1. (München 1967), S. 120–159. 8° (ZA 1967,3) (Geschenk von Herrn Professor Dr. Horst Kirchner, Westberlin.)
- Mayer, Hans: Große deutsche Verrisse von Schiller bis Fontane. Hrsg. u. eingel. von Hans Mayer. (Frankfurt a. M.: Insel-Verl. 1967.) 162 S. 8° (sammlung insel. 25.) (ZA 1967,6) (Geschenke von Herrn Professor Dr. Hans Mayer, Hannover, u. Herrn Johannes Theuerkauff, Bremen.)
- Michelsen, Peter: Theodor Fontane als Kritiker englischer Shakespeare-Aufführungen. — In: Jahrbuch Deutsche Shakespeare-Ges. West. 1967, S. 96–122. (Hf 68/2166)
- Müller-Seidel, Walter: Fontane und Bismarck. — In: Nationalismus in Germanistik u. Dichtung. Dokumentation des Germanistentages in München v. 17.–22. X. 1966. 8° (Hf 68/849) (Geschenk von Herrn Professor Dr. Walter Müller-Seidel.)

- Nürnberg, Helmuth: Der frühe Fontane. Politik, Poesie, Geschichte 1840 bis 1860. (Hamburg) Wegner (1967). 442 S. 8° (Hf 67/7483) (Geschenk von Herrn Helmuth Nürnberg, Universität Hamburg, der im Fontane-Archiv arbeitete.)
- Nürnberg, Helmuth: Theodor Fontane, der preußische Adler u. die Wetterhähne. Zwei Quellenhinweise. — In: Neue Zürcher Ztg. 4. 2. 1968, Nr 33, Fernausg. (ZA 1968)
- Nürnberg, Helmuth: Fontane u. die Halbheit der Epoche. — In: „echo der zeit“, Wochen-Ztg. für politisches und kulturelles Leben. 14. 1. 1968. [Rezension des Buches von Brinkmann: Th. Fontane. Über die Verbindlichkeit des Unverbindlichen.] (ZA 1968)
- Ohl, Hubert: Bilder, die die Kunst stellt. Die Landschaftsdarstellung in den Romanen Theodor Fontanes. — In: Jahrbuch d. Deutschen Schiller-Ges. Bd 11. 1967, S. 469–483. 8° (Hf 68/2165)
- Remak, Henry H.-H.: Peter Demetz. Formen des Realismus: Theodor Fontane. München: Hanser 1964. — Aus: The Germanic Review, May, 1967. (ZA 1967) [Besprechung] (Geschenk von Herrn Professor Dr. H. H. H. Remak, Universität Bloomington.)
- Reuter, Hans-Heinrich: FONTANE. Mit 104 zeitgenössischen Darst., Photographien u. Handschriftenproben. Bd. 1.2. Berlin: Verlag der Nation. 8° [Geschenk des Verlages in 2 Ex.] (Hf 68/2300)
- Reuter, Hans-Heinrich: Thesen zu der als Habilitationsschrift bei der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Schiller-Universität Jena eingereichten Arbeit: Entscheidung und Meisterschaft. Theodor Fontane 1870 bis 1898. 6 S. 4° (ZA 1967) (Geschenk des Verfassers.)
- Reuter, Hans-Heinrich: Vincenz, Guido. Fontanes Welt. Eine Interpretation des ‚Stechlin‘. — Zürich: Juris-Verl. 1966. 111 S. 8° — In: Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen. Jg. 9, H. 1. 1968, S. 169. 8° [Rezension.] (ZA 1968)
- Schnabel, Eva: Das Fontane-Archiv. (Sendereihe des Berliner Rundfunks: Literaturmuseen und -archive der DDR. 30. 1. 1967.) 5 S. 4° (ZA 1967) [Maschinenschrift.] (Geschenk der Verfasserin.)
- Schobeß, Joachim: Theodor Fontane. Porträt eines Menschen. Porträt einer Zeit. — In: Neues aus dem Verlag der Nation. Beil. der National-Ztg. v. 9. 3. 1968 (ZA 1968) [Rezension der Fontane-Biographie von H.-H. Reuter.]
- Schobeß, Joachim: Theodor Fontane, Albrecht Thaer u. die Landwirtschaft. Ein Dichter als Biograph des Begründers der wissenschaftlichen Landwirtschaft. — In: Bauern-Echo. (DDR-Ausg.) vom 30. 11. 1967. (ZA 1967)

Schobeß, Joachim: Fontane und Ungarn. — In: Budapester Rundschau. Wochentz. f. Politik, Wirtschaft u. Kultur. Jg. 11, Nr 8 vom 23. 2. 1968, S. 8 (ZA 1968)

Schobeß, Joachim: Wir Franzosen lieben Fontane. Zusammenarbeit zwischen der Pariser Sorbonne u. dem Fontane-Archiv. — In: Märkische Volksstimme, Bezirksausg. Potsdam v. 26. 8. 1967. (ZA 1967)

Schobeß, Joachim: Ein Zeugnis Theodor Fontanes (ausgestellt von Dr. Struve am 4. Mai 1843 in Dresden). — In: Sächsisches Tageblatt, Dresden. 7. 1. 1968. (ZA 1968)

Stresemann, Erwin: Heinrich Gätke (ein Vetter Theodor Fontanes). — In: Stresemann, Erwin. Vor- und Frühgeschichte der Vogelforschung auf Helgoland. (Aus: Journal für Ornithologie. 108, H. 4. 1967, S. 287–411.) 8° (Geschenk von Herrn Professor Dr. Erwin Stresemann, Humboldt-Universität Berlin.)

Tatsukawa, Yozo: Zur literarischen Wertung Theodor Fontanes. — In: Aspekt, 1967, 1. Germanistisches Seminar der Rikkyo Universität Tokyo (Japan). 1967, S. 58–83. 8° [Japanisch.] (ZA 1967,5) (Geschenk des Germanistischen Seminars.)

Teschner, Waltraud u. Roswitha Lempik: Turgenev und Fontane als Romanciers des kritischen Realismus. Eine Vergleichsuntersuchung der Werke „Neuland“ — „Stine“ — „Väter und Söhne“ — „Der Stechlin“. Potsdam: Wiss. Hausarbeit zum Staatsexamen für die Lehrer für die Klassen 5–10 an der Päd. Hochschule. 145 S. 4° (Hf 67/7205q) (Geschenk der Verfasserinnen, die im Fontane-Archiv arbeiteten [Maschinenschrift].)

Thanner, Josef: Die Stilistik Theodor Fontanes. Untersuchungen zur Erhellung des Begriffs „Realismus in der Literatur“. The Hague, Paris: Mouton 1967. 160 S. 8° (Hf 68/1285)

Das Theodor-Fontane-Archiv der Brandenburgischen Landes- und Hochschulbibliothek Potsdam. [Merkblatt für Benutzer u. Freunde des Archivs mit Text und zehn Bildern sowie Handschriftenproben auf Kunstdruckpapier.] Potsdam 1967. 8 S. 8° (ZA 1967)

„Wo sich einst Dr. Struves Gesundheitsgarten befand.“ — In: Sächsisches Tageblatt, Dresden, vom 3. 12. 1967. (ZA 1967) [Fontane arbeitete von 1842 bis 1843 als Apothekergehilfe bei Dr. Struve, den er „für absolute Nummer eins in Deutschland“ hielt. Im Fontane-Archiv wird ein von Dr. Struve am 4. Mai 1843 ausgestelltes Zeugnis aufbewahrt: „Herr Theodor Fontane befand sich vom 1. März 1842 bis Ostern 1843 in meiner Apotheke. Herrn Fontanes Moralität, dessen wissenschaftliche und praktische Ausbildung, seiner aufopfer-

rungsvollen Tätigkeit in Erfüllung der ihm obliegenden Geschäfte verpflichten mich zum Ausspruch des vollkommensten und unbedingtesten Lobes“.]

Wruck, Peter: Theodor Fontane. 30. 12. 1819–20. 9. 1898. — In: Biographisches Lexikon zur Deutschen Geschichte. Berlin 1967, S. 122–123. 8° (67/7354)

Wruck, Peter: Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit. — In: Zentralblatt f. Bibliothekswesen Jg. 81. (1967), S. 684–686. 8° [Besprechung.] (ZA 1967)

Weitere Literaturerwerbungen

Laage, Karl Ernst: Theodor Storm u. Iwan Turgenjew. Persönliche u. literarische Beziehungen, Einflüsse, Briefe, Bilder. Heide: Boyens (1967). 175 S. 8° (Schriften d. Theodor-Storm-Ges., H 16. (Tauschgabe d. Storm-Gesellschaft.)

Seidlin, Oskar: Otto Brahm. — In: The German Quarterly. Vol. 36, No 2, 1963, S. 131–140. (ZA 1963) (Geschenk von Herrn Professor Dr. Seidlin, Ohio State University.)

A very doubtful business. [Besprechung von Fontanes „Effi Briest“ in der ‚Penguin Classics series‘.] — Aus: The Times Literary Supplement. 23. 11. 1967. (ZA 1967) (Geschenk von Herrn David Turner, Universität Hull.)

Realism: A Symposium (Egon Schwarz: Grundsätzliches zum literarischen Realismus. — Jost Hermand: Gründerzeit und bürgerlicher Realismus sowie Diskussionsbeiträge.) — In: Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur. Vol. 59, No 2. Madison 1967. (ZA 1967,4) (Geschenk von Herrn Professor Dr. Henry H. H. Remak, Universität Bloomington.)

Sonstige Erwerbungen

Fontane, Theodor: Dialoge. „Ein Herr reist durchs Dossebruch.“ Regie: Hans Rosenhauer. (Tonband.) (Geschenk von Herrn Theo Nietzsche, Hamburg.)

— J. Sch. —

Aus dem Gästebuch des Fontane-Archivs

In dankbarer, frischer Erinnerung an den 24. bis 27. August 1964

Potsdam, Jägertor und Havel,
Cecilienhof – gedeckte Tafel,
Brandes, Schobeß, Voigt¹ und Wenzel²,
Auf nach Ferch mit leichtem Ränzel.
Lehnin – friedlich, tätiger Mut,
Wie das dem Herzen gutes tut.
Caputh, Schwielow, Werder, Schwäne,
Herrlicher Tag und müde Beene.
Obelisk, Orangerie. Krone aller: Sans - Souci.

Fehrbellin – auf weiter Flur
Von den Schweden keine Spur.
Neuruppin – voilà mon vieux:
„Also kommt Ihr, peu à peu ...
Quoi, auch aus Amerika?
Honestly, that goes too far!
Klassiker? Ich? Um gotteswillen,
Der schrieb Faust, ich drehte Pillen.
Später allerdings, na ja,
War auf einmal Effi da.
Entre nous, sagt's keinem weiter.
Fand Makarie ich nie heiter,
Bildungsballast, schulvergällt,
Aber das – ein weites Feld.
Einer findt's himmlisch, der andere so-so,
Ich halt's mit der Witwe Pittelkow.
Fontanearchiv? Fontanemuseen?
Hätte Emilie das nur gesehen!
Sie war für so was, ich mehr für Verzicht,
Man hat es oder hat es nicht.
Macht's Euch Vergnügen, macht's mir Plaisir,
Ich hab ja ein Faible für's Jetzt und Hier.

1 Dr. Günter Voigt

2 Dr. Geörg Wenzel

So, auf die Beine, ich muß noch nach Mahlow,
Grüßt den Pharmazierat Calov,
Papa hätt' gesagt: „Un homme comme il faut.“
And now, young John Maynard, let's be on the go,
En avant, on our feet, Luft in die Lunge ...
So sprach der Alte – und immer Junge.

Henry H. H. R e m a k

Professor für Germanistik und vergleichende Literatur-
wissenschaft, Indiana-Universität Bloomington

Mitteilungen

Das Hugenotten-Museum teilte mit: „Wie jedes Jahr, legte das Hugenotten-Museum am 20. September 1967, dem Todestage Theodor Fontanes, einen Kranz am Grabe des Dichters auf dem Französischen Friedhof in der Liesenstraße nieder. Im Jahre 1946 wurde es auf Anregung des Französischen Consistoriums erneuert. Das Grab steht jetzt unter Denkmalschutz; seine Erhaltung ist Sache des Magistrats von Groß-Berlin. Es kommt immer wieder vor, daß ausländische Gäste, die die Hauptstadt der DDR besuchen, gleichzeitig auch Theodor Fontanes Grabstätte besichtigen.“

Jean des *Pablo*, Direktor des Hugenotten-Museums, sprach am 6. Oktober 1967 vor der Landesgeschichtlichen Vereinigung für die Mark Brandenburg e. V. 1884 in Westberlin über „Theodor Fontanes Beziehungen zur Französischen Kolonie“. – Joachim *Schobeß* hielt am 19. Oktober 1967 in Wittstock an der Dosse einen gut besuchten Fontanevortrag.

Die Thüringer Landes-Zeitung brachte am 8. November 1967 folgende Meldung: „Dr. Hans-Heinrich *Reuter*, dem Leiter des Instituts für deutsche Literatur der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur, wurde von der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Schiller-Universität Jena auf Grund seiner Arbeit „Entscheidung und Meisterschaft. Theodor Fontane 1870–1898“ der akademische Grad eines Dr. phil. habil. zuerkannt. Die Arbeit ist der dritte Teil der großen zweibändigen Monographie ‚Fontane‘, die in diesen Tagen gleichzeitig in Berlin und München erscheint.“

Im Heft 5 schrieben wir: „Gertrud *Schacht* war die letzte Überlebende, die Theodor Fontane noch persönlich kannte.“ Wir berichtigen uns gern und veröffentlichen aus einem Weihnachts- und Neujahrsgruß, den uns Frau Gertrud *Grosse*, Enkelin unseres Theodor Fontane, zusandte, folgenden Satz: „Vielleicht ist für Sie von Interesse, daß ich unseren Großvater persönlich gekannt habe und mich an einen Besuch bei ihm in der Potsdamer Straße 134 c erinnere.“ Wir danken Frau Gertrud *Grosse* sehr für diesen Hinweis und freuen uns, daß sie die „Fontane-Blätter“ mit Interesse und Aufmerksamkeit liest.

Wir beklagen den Tod von Herrn Pharmazierat Walter *Calov*, Neuruppin, der am 29. September 1967 im 75. Lebensjahre starb. Herr Walter *Calov* wahrte als Leiter der staatlichen Löwen-Apotheke in Neuruppin die verpflichtende Tradition des Fontanehauses und nahm stets mit großer Herzlichkeit Fontaneforscher aus aller Welt auf, die im Fontane-Archiv arbeiteten und das Geburtshaus des Dichters besuchten.

Geplante Veröffentlichungen über Theodor Fontane

Der Aufbau-Verlag, Berlin-Weimar, der einen Vertrag mit dem Fontane-Archiv abgeschlossen hat, bereitet eine große Fontane-Ausgabe vor, deren erste Abteilung zum 150. Geburtstag Theodor Fontanes, im Jahre 1969, herausgebracht wird. Sie enthält zunächst die Romane und Erzählungen, *kritisch durchgesehen*. Für die Aufhellung der Entwicklung des Dichters vom Sänger zum Kritiker des Preußentums wird die vom Aufbau-Verlag vorbereitete Dokumentation über den jungen Fontane sein, die von Dr. Helmut Richter, Karl-Marx-Universität Leipzig, bearbeitet werden soll.

Thomas Mann war es, der nicht nur auf den Prosaiker, sondern auch auf den Briefschreiber Fontane hinwies. Das Briefwerk Fontanes, er selbst schätzte, 10 000 Briefe an seine Frau Emilie geschrieben zu haben, zeigt teilweise seine kritische Einschätzung zu Tages- und Zeitgeschehnissen außerhalb der offiziellen Verlagsproduktion. Diesen Tatsachen trägt der Aufbau-Verlag Rechnung, indem er zwei von Gotthard Erler bearbeitete Briefausgaben vorbereitet. Zuerst erscheint eine zweibändige Ausgabe in der Bibliothek der Klassiker, die zum ersten Male eine Auswahl nach vorliegenden Handschriften bzw. zuverlässigen Abschriften bringen wird, darunter unveröffentlichte Briefe und Texte. Viele dieser Briefe sind stilistische Meisterwerke, in denen das Leben als Mitteilung, Beobachtung und Bekenntnis pulsiert.

Anschließend erfolgt die Publizierung des unveröffentlichten Briefwechsels Theodor Fontanes mit Henriette und Wilhelm von Merckel. Weitere Vorhaben des Aufbau-Verlages sind die Herausgabe der im Goethe-und-Schiller-Archiv, Weimar, aufbewahrten Briefe des Dichters an den Herausgeber der „Deutschen Rundschau“ (Julius Rodenberg) und unveröffentlichte Literaturkritiken Fontanes aus dem Fontane-Archiv. Beide Ausgaben bearbeitet Dr. phil. habil. Hans-Heinrich Reuter. Abschließend sei darauf hingewiesen, daß sich Fontanes Literaturkritiken in auffälliger Übereinstimmung mit der Entwicklung seines Dichtertums entfalteten und der Dichter nach eigenen Worten eine besondere Feinfühligkeit künstlerischen Dingen gegenüber besaß.

Später folgt eine Neuauflage des Briefwechsels Theodor Fontanes mit Paul Heyse, bearbeitet von Gotthard Erler. Interessant ist, daß hier fünfzehn bis zwanzig bisher ungedruckte Briefe Fontanes und zwei bisher unveröffentlichte Briefe Heyses gebracht werden. So ist Fontanes Werk in der Gegenwart, für uns alle zur Freude, immer noch ein „weites Feld“.

— J. Sch. —

Änderung unserer Konto-Nr.

Auf Wunsch vieler Abonnenten legen wir diesem Heft die Jahresrechnung 1968 für die Hefte 6 und 7 (à 1,— Mark = 2,— Mark) und das Sonderheft 1 (à 2,— Mark) bei. Überweisen Sie bitte den Betrag in Höhe von 4,— Mark auf unsere **Konto-Nr. 22 190 beim Postscheckamt 1002 Berlin.**

Druckfehlerberichtigung

Im Heft 5 sind uns im Aufsatz von Frau Dr. Jolles: „Und an der Themse wächst man sich anders aus als am ‚Stechlin‘“, der wir leider aus Terminschwierigkeiten den Umbruch nicht nach London schicken konnten, Druckfehler unterlaufen, die wir zu entschuldigen bitten und hiermit berichtigen: Die erste Zeile auf Seite 177 gehört als zweite Zeile auf Seite 178. Es muß ferner heißen auf Seite 177, Zeile 10: transponieren (und nicht „transportieren“), auf Seite 178, 3. Zeile von unten: Philolog (und nicht Philog), auf Seite 179, letzte Zeile, politischer (und nicht poiltischer), auf Seite 181, 7. Zeile von unten, Civibus aevi futuri (Druckfehler „atevi“), auf Seite 189, letzter Absatz, zweite Zeile: im wesentlichen (und nicht im „wesentlich“). — S. 191, Anmerkung 13: ... Vgl. auch oben S. 174.

Bitte

Alle, die über Theodor Fontane arbeiten, werden gebeten, auch in Zukunft ein Exemplar ihrer Veröffentlichungen im Interesse der Forschung an das Theodor-Fontane-Archiv einzusenden.

Buchbesprechungen

HANS-HEINRICH REUTER

Fontane

Berlin: Verlag der Nation 1968. Mit 104 zeitgenössischen Darstellungen, Photographien und Handschriftenproben. 2 Bände. 8° 35,— Mark

Die zweibändige Monographie „Fontane“ von *Hans-Heinrich Reuter*, dem Leiter des Instituts für deutsche Literatur in Weimar, ist das erste literarhistorische Werk dieser Art über Theodor Fontane in der Deutschen Demokratischen Republik. Sie erscheint gleichzeitig in der Nymphenburger Verlagshandlung in München, die schon seit Jahren die bisher vollständigste Fontane-Ausgabe herausbringt (sie umfaßt bereits 22 Bände).

Der Autor gehört, insbesondere nach dem Tode Kurt Schreinerts, zu den anerkanntesten internationalen Fontane-Forschern. Im letzten Jahrzehnt hat er mehr als 50 Publikationen über unseren Dichter vorgelegt, die den Vorarbeiten zu seinem Werk entsprangen. Die Monographie ist eine umfassende Gesamtdarstellung von Fontanes Leben und Werk. Das Schwergewicht liegt auf der Persönlichkeit und der Leistung des alten Fontane („denn wie er ganz zuletzt war, so war er eigentlich“): die zahlreichen Wege, die dahin führten, werden auf ihre Funktion als Vorbereitung hin geprüft und in allen Verästelungen verfolgt.

Die Bedeutung des Werkes besteht unter anderem in der kritischen Sichtung, Aufbereitung und Nutzung der gesamten internationalen Literatur über Fontane seit mehr als siebenzig Jahren. Das Schlußkapitel enthält die gründlichste bisherige Wirkungsgeschichte Fontanes: vom letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts an bis in unsere unmittelbare Gegenwart.

Der dokumentarische Wert der Monographie ergibt sich insbesondere aus der Einbeziehung zahlreicher unbekannter Originalhandschriften, Briefe, zeitgenössischer Zeugnisse und sonstiger Materialien. Der Verfasser verdankt diese Quellen einer gründlichen, über Jahre sich erstreckenden Auswertung der in den Archiven liegenden Bestände: vor allem des Theodor-Fontane-Archivs der Brandenburgischen Landes- und Hochschulbibliothek in Potsdam.

Die Monographie *entwickelt* das Werk wie das Leben Fontanes in engstem Zusammenhang mit den historischen Ereignissen und Vorgängen seiner Epoche. Sie erschließt damit den Hintergrund der Bühne, auf der Fontane zum bedeutendsten deutschen Romancier weltliterarischen Anspruchs im 19. Jahrhundert wurde, zu einem hervorragenden Vertreter des kritischen Realismus in der deutschen Literatur.

Zugleich stellt die Monographie das Werden der unverwechselbaren einmaligen Sprachkunst Fontanes dar, untersucht die von ihm verwendeten Mittel und die charakteristischen Merkmale seiner epischen und feuilletonistischen Prosa, seiner Balladen und Sprüche und nicht zuletzt seiner Briefe, die bis heute nichts von ihrem Zauber und von ihrem Reiz eingebüßt haben. Damit trägt die Monographie wesentlich zur Erkenntnis und Würdigung dieser säkularen literarischen Leistung bei. Sie lehrt *verstehen*, aber sie lehrt auch *lieben*.

Einen bedeutenden Anteil an diesem Ergebnis hat der Stil der Darstellung. Stets ist er seinem Gegenstande angepaßt. Er bewirkt, daß man trotz schweren wissenschaftlichen Rüstzeuges die Monographie mit Spannung liest.

Verquickt miteinander sind Geschichtsdarstellung und Biographie, Werkanalyse und Dokumentation. Indem sie mit stilistischer Sorgfalt und Prägnanz zu einem Ganzen verschmolzen werden, gestalten sie das überzeugende Gesamtporträt des kritischen Realisten Theodor Fontane.

Von besonderem Wert sind die zahlreichen *Beigaben* des über 1100 Seiten umfassenden Werkes. Auf eine ausführliche Zeittafel folgt ein weitgespannter bibliographischer Apparat; er weist sowohl sämtliche Werke und Briefe Fontanes einschließlich der Zeitschriften und Zeitungspublikationen (von denen viele heute kaum mehr bekannt sind) wie alle irgendwie nennenswerten Untersuchungen und Berichte über Fontane seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts exakt nach. Weiterhin wird eine genaue Aufstellung sämtlicher Aufbewahrungsorte von Fontane-Handschriften in beiden deutschen Staaten, in Westberlin und im Ausland nach dem Stande vom 31. Dezember 1965 gegeben. Den Abschluß bildet — ein völliges Novum — eine Übersicht aller Hochschulschriften über Fontane, an denen z. Z. an den Universitäten des Erdballes gearbeitet wird.

Der Erschließung des Werkes dienen *fünf Register* mit rund 80 Druckseiten. Sie ergeben ein Nachschlagewerk, wie es Fontane-Forschern, -Liebhabern und -Lesern bisher nicht zur Verfügung stand. Auf Jahrzehnte wird es ein unentbehrliches Hilfsmittel für die Beschäftigung mit Fontane und seiner Zeit bilden. Ergänzt und abgerundet wird die große Monographie durch über 100 Illustrationen. Viele von ihnen sind gleichfalls bisher fast unbekannt oder völlig vergessen, mehrere werden hier überhaupt zum ersten Male veröffentlicht.

Die Monographie Hans-Heinrich Reuters darf als die angemessene Darstellung der beispielhaften menschlichen und künstlerischen, politischen und ideologischen Entwicklung Theodor Fontanes bezeichnet werden. Erst im Zuge der weltweiten Fontane-Renaissance des letzten Jahrzehnts

begann die Bedeutung und die Aktualität dieser Entwicklung in das Bewußtsein breiterer Leserschichten zu treten. Im Bereiche der deutschen Literatur hat das niemand so oft und nachdrücklich vorausgesagt wie THOMAS und HEINRICH MANN.

Fontane, von beiden ein Leben lang verehrt, bewundert und geliebt wie kein zweiter deutscher Dichter, wurde zu ihrem Meister und Vorbild, ja (wie es THOMAS MANN ausdrückte) zu ihrem „Vater“. Reuters Monographie geht denn auch den Beziehungen der Brüder Mann zu Fontane mit besonderer Eindringlichkeit nach und deckt zahlreiche bis heute unbekannte Verbindungslinien auf. Hans-Heinrich Reuter hat sein Werk dem bedeutenden internationalen Fontane-Zentrum, dem Theodor-Fontane-Archiv der Brandenburgischen Landes- und Hochschulbibliothek in Potsdam, gewidmet. Die repräsentative Geltung der Monographie reicht über die einer Werkanalyse oder Lebensbeschreibung (deren Elemente sie gleichwohl in sich vereinigt) hinaus. Sie ist ein Beitrag zur Literatur-„Geschichte“ im weitesten Sinne des Wortes. — J. Sch. —

Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit

Symposium zur 30-Jahr-Feier des Fontane-Archivs der Brandenburgischen Landes- und Hochschulbibliothek Potsdam. Hrsg. vom Theodor-Fontane-Archiv. Potsdam 1966. 122 S. 5,- Mark¹

Das Zentrum deutscher und internationaler Fontaneforschung liegt in der Potsdamer Dortustraße. Dieser Sachverhalt, an sich nicht neu, ist einer größeren Öffentlichkeit erst durch die Dreißigjahrfeier des Theodor-Fontane-Archivs der Brandenburgischen Landes- und Hochschulbibliothek eingeprägt worden, das dort seinen Sitz hat. Für den 17. und 18. Dezember 1965 hatte das Archiv zu einem Symposium und einer Feierstunde eingeladen. Besucherkreis und Charakter der beiden Veranstaltungen waren gleichermaßen angetan, die Bedeutung und das allgemeine Ansehen in der Fachwelt hervorzuheben, die sich das Archiv unter seinem rastlosen Leiter Joachim Schobeß erwerben konnte. Über den günstigen Verlauf des Jubiläums ist von Teilnehmern bereits so eingehend wie enthusiastisch berichtet worden.² Inzwischen hat das Fontane-Archiv die Vorträge und Ansprachen publiziert, die damals zu hören waren; man kann sich von den Ergebnissen überzeugen.

„Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit“ hieß der programmatische Titel des Symposiums, unter dem jetzt auch die Veröffentlichung erscheint. Das Wort überdacht sehr glücklich die beiden verschiedenen Bezugspunkte, auf die sich die Beiträge richten; zugleich kennzeichnet es den gemeinsamen Maßstab, wonach sich ihre Relevanz bemißt. In den ein-

leitenden Bemerkungen von Direktor Heino Brandes über „Das Anliegen“ wird diese Überlegung laut. Es folgen die sechs Referate des Symposiums, das der Forschung vorbehalten war. Sie machen nahezu neun Zehntel des gedruckten Textes aus. Am Schluß stehen die Ansprachen von Kurt Brückmann, dem Leiter der Abteilung Wissenschaftliche Bibliotheken und Museen des Ministeriums für das Hoch- und Fachschulwesen, und von Horst Kunze, dem Generaldirektor der Deutschen Staatsbibliothek. Ihr Gegenstand sind, dem feierlichen Anlaß entsprechend, die Geschichte, die Leistungen und namentlich die Zukunftsaussichten des Potsdamer Archivs.

Was namhafte Wissenschaftler aus beiden deutschen Staaten auf dem Symposium zum Verständnis Fontanes beigesteuert haben, verdiente statt der lapidaren Anzeige eine sorgfältig abwägende Würdigung. Doch zumindest die produktive Generaltendenz soll unterstrichen werden. Hans-Heinrich Reuter vom Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv, der sich mit „Grundpositionen der ‚historischen‘ Autobiographie Theodor Fontanes“ befaßt, der Hallenser Germanist Dietrich Sommer, der „Prädestination und soziale Determination in Fontanes Romanen“ untersucht, die Vorträge von Walter Müller-Seidel aus München über den „Fall des Schach von Wuthenow“ und von Hans-Werner Seiffert, Deutsche Akademie der Wissenschaften, „Zu Fontanes Effi Briest“ – sie fragen sämtlich unmittelbar nach den elementaren Grundlagen für Fontanes Modernität. Auf ganz verschiedenen Wegen vorgehend, begegnen sie sich in der Gewißheit, daß seine Leistung auf dem Ineinandergreifen menschlicher Engagiertheit und fortschreitender gesellschaftskritischer Einsichten beruht. Unter diesen Beiträgen fordern namentlich die von Reuter und Sommer, die großräumige Zusammenhänge neu entwickeln, zum Weiterdenken auf. Demgegenüber liegt der Gewinn der Untersuchung von Frido Mětšk, Deutsche Akademie der Wissenschaften, über „Theodor Fontanes Begegnungen 1859 im Spreewald“ im reichen kulturhistorischen Detail, während Hermann Fricke, der Begründer und erste Leiter des Archivs, in der „Pathographie des Dichters Theodor Fontane“ einen Schlüssel zu Fontanes psychischer Eigenart sieht.

Das Bestreben des Symposiums, einzudringen in bisher teils verschlossene, teils auch verdunkelte Regionen der Biographie und des Werks und sie energisch auf die Grundlagen der epischen Altersleistung zu beziehen, ist, wenn daran festgehalten wird, ein denkbar gutes Vorzeichen für die Zukunft der Fontaneforschung. Es gibt weitere gute Vorzeichen, deren praktische Bedeutung um nichts geringer ist. In Kurt Brückmanns Festansprache konzentrieren sie sich zu der Erwartung, daß künftighin das Potsdamer Fontane-Archiv der Ort sein wird, wo man das Quellenmaterial und die Literatur über den Dichter vollständig gesammelt findet. Damit wird dem Archiv von verantwortlicher Seite ein Ziel ge-

steckt, das der Forschung geradezu ideale Bedingungen verspricht; man möchte es lieber heute als morgen erreicht wissen, wird sich jedoch nicht über den immensen Aufwand täuschen, den es verlangt – Aufwand an Beharrlichkeit und Folgerichtigkeit, an Entgegenkommen, Zeit und nicht zum wenigsten an Mitteln. Brückmann gelingt es, durch einen Überblick über die Fortschritte, die das Archiv seit den hanebüchenen Verlusten der Jahre 1945/46 gemacht hat, die Erreichbarkeit auch des weitergesteckten Ziels zu bekräftigen. Er kann auf eindrucksvolle Zahlen hinweisen: Bis zum Jubiläum wurden 428 Handschriften erworben, umfaßte die Literatursammlung etwa 600 selbständige Veröffentlichungen und 900 Zeitschriftenaufsätze. Auf die entschiedene Förderung und auf die materiellen Voraussetzungen, ohne die solche Erfolge nicht möglich sind, wird das Archiv zukünftig beim Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen in noch höherem Maße rechnen dürfen als vorher.

Verbunden ist diese Zusage mit zwei Aufforderungen. Eine richtet sich an alle westdeutschen und Westberliner Institutionen, in deren Besitz Teile des umfänglichen Diebesgutes übergegangen sind, das 1945 dem Potsdamer Archiv entwendet wurde. Die Rechtslage ist eindeutig; man weigert sich zu glauben, daß jemand das Odium auf sich nehmen und die verlangte Rückgabe gegen Entschädigung verweigern könnte.

Anderen Charakter trägt die zweite Aufforderung. Sie appelliert an die wissenschaftlichen Einrichtungen der DDR, ihre Fontane-Archivalien dem Potsdamer Archiv zu überlassen. Von einem Bruch der Überlieferung spricht in dem Zusammenhang Horst Kunze, von neuen Wegen der Nachlaßkonzentrierung im Dienste der internationalen Forschung. Den Übergang der Fontane-Sammlung aus der Deutschen Staatsbibliothek nach Potsdam, besiegelt auf der Feierstunde, nennt er ein Beispiel, das einer zentralen wissenschaftlichen Bibliothek in einem sozialistischen Staate nicht übel ansteht. Dem ist lediglich der Wunsch anzufügen, daß dieses Beispiel Schule machen möge.³

Dr. Peter Wruck, Berlin

Anmerkungen

- 1 Der Abdruck erfolgt mit Genehmigung der Redaktion des Zentralblattes für Bibliothekswesen, der wir unseren Dank aussprechen.
- 2 Vgl. H. Brandes in: *Fontaneblätter* 1,3 (1966) S. 75–85, und H.-H. Reuter in: *Weimarer Beiträge* 1966. S. 674–699.
- 3 Inzwischen hat die Universitätsbibliothek Berlin dem Archiv einen Teil ihrer Fontane-Handschriften als Dauerleihgabe übergeben: die Briefe Theodor Fontanes an Bernhard v. Lepel, das Ms. „Hamlet“ und das Ms. des Romans „Unwiederbringlich“. Die leihweise Übergabe einer Zeitungs-Ausschnitts-Sammlung ist 1968 vorgesehen.

Der Stechlin

Nachwort von Josef Hofmiller. München: Paul-List-Verlag 1967. („Epikon – Europäische Meisterromane“) 432 S. 8°

Angezeigt wird das Buch lediglich wegen Hofmillers Nachwortes (425–432). Es gilt heute mit Recht als wertvolles historisches Dokument der „Stechlin“-Forschung (Erstdruck „Münchener N. Nachrichten“ 230, 25. 8. 1932; danach in „Deut. Beiträge“ 2, 1948, 5, 462–467, und in J. H., „Die Bücher und wir“, München 1950, 67–75). Dem Roman als Ganzem (vgl. „Germanistik“ 1/1968, S. 168) wird es mit der Beschränkung auf das Motiv des „Elementaren“ (dazu neuerdings R. Schäfer in Euph. 56, 1962, 1/2, 69–104) nicht gerecht. Hofmiller wäre der letzte gewesen, den Anspruch zu erheben; nur auf neue „Probleme“ (so der ursprüngliche Titel) wollte er hinweisen.

In der DDR-Ausgabe der Epikon-Reihe (Leipzig 1967, 493–511) hat Ref. eine umfassendere Einschätzung versucht; dort finden sich außerdem Anmerkungen und Erläuterungen (513–562), die man in der Münchener Edition schmerzlich vermißt.

Dr. phil. habil. Hans-Heinrich Reuter

Vorankündigung

Wir werden voraussichtlich im Heft 7 folgende Beiträge veröffentlichen:

1. Gotthard Erler: „Ich bin der Mann der langen Briefe.“ Bekanntes und Unbekanntes aus Briefen Theodor Fontanes.
2. Dr. Gerhard Engelmann: Theodor Fontane und der Geograph und Kartograph Heinrich Berghaus, Verfasser des Landbuches der Mark Brandenburg und des Markgrafentums Niederlausitz in der Mitte des 19. Jahrhunderts oder geographisch-historisch-statistische Beschreibung der Provinz Brandenburg. Band 1–3. Brandenburg 1854–1856.
3. Dr. Heinz-Dieter Krausch: Die natürliche Umwelt in Fontanes „Stechlin“. Dichtung und Wirklichkeit.

Sonderheft 1

Wir liefern in Kürze das von Walter Keitel bearbeitete Sonderheft 1 der „Fontane-Blätter“ aus: Theodor Fontane, „Zeitbilder. ‚Sidonie von Borcke‘ und ‚Storch von Adebar‘“.

Inhaltsverzeichnis Heft 6

Theodor Fontane:	
Unveröffentlichte Briefe an den Sohn Friedrich, an Freunde und an Zeitgenossen	237
Theodor Fontane:	
Unveröffentlichter Dankes-Toast an den Rütli	243
Theodor Fontane:	
Unveröffentlichte Gedichte	245
Peter Goldammer (Weimar):	
Storms Werk und Persönlichkeit im Urteil Fontanes	247
David Turner (Hull, England):	
Marginalien und Handschriftliches zum Thema: Fontane und Spielhagens Theorie der „Objektivität“	265
In memoriam Kurt Schreinert	282
Erna Kretschmann (Bad Freienwalde, Oder):	
Freienwalder Freundeskreis „Theodor Fontane“	284
Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs	289
Aus dem Gästebuch des Theodor-Fontane-Archivs	297
Mitteilungen	298
Geplante Veröffentlichungen über Theodor Fontane	299
Buchbesprechungen:	
Hans-Heinrich Reuter: FONTANE. Berlin: Verlag der Nation 1968. (Rezensent: Joachim Schobeß)	301
Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit. Potsdam: Theodor- Fontane-Archiv 1966. (Rezensent: Dr. Peter Wruck)	303
Theodor Fontane: Der Stechlin. Nachwort von Josef Hof- miller. München: Paul-List-Verlag 1967. (Rezensent: Dr. phil. habil. Hans-Heinrich Reuter)	306
	307

Nach Abschluß des Manuskriptes gingen folgende Beiträge ein:

1. Professor Masaru Fujita (Japan): „Ein umstrittener Spruch des alten Fontane.“ Mit einem unveröffentlichten Brief Thomas Manns aus dem Fontane-Archiv. (Heft 7.)
2. Dr. habil. Frido Mětšk (Bautzen): Das Oderland in Fontanes Wendenkonzeption. (Heft 8.)

**Institut für Deutsche Philologie
Pädagogische Hochschule
Potsdam**

Herausgeber: Theodor-Fontane-Archiv der Brandenburgischen Landes- und Hochschulbibliothek, Potsdam, in Zusammenarbeit mit dem „Kreis der Freunde Theodor Fontanes“.

Redaktion: Dr. Heino Brandes, Paul Conrad, Gotthard Erler, Joachim Göbel, Joachim Schobeß, Ursula Wysbar.

Postanschrift: „Fontane-Blätter“. Brandenburgische Landes- und Hochschulbibliothek, (DDR 15) Potsdam, Dortustraße 30/34.
Telefon: 47 51, App. 133, und 2 13 14

Druck: VEB (K) Buch- und Offsetdruckerei Potsdam I 16 7 178 B
F 311 68